

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Deutsch-Südwest im Weltkrieg

Suchier, Walther

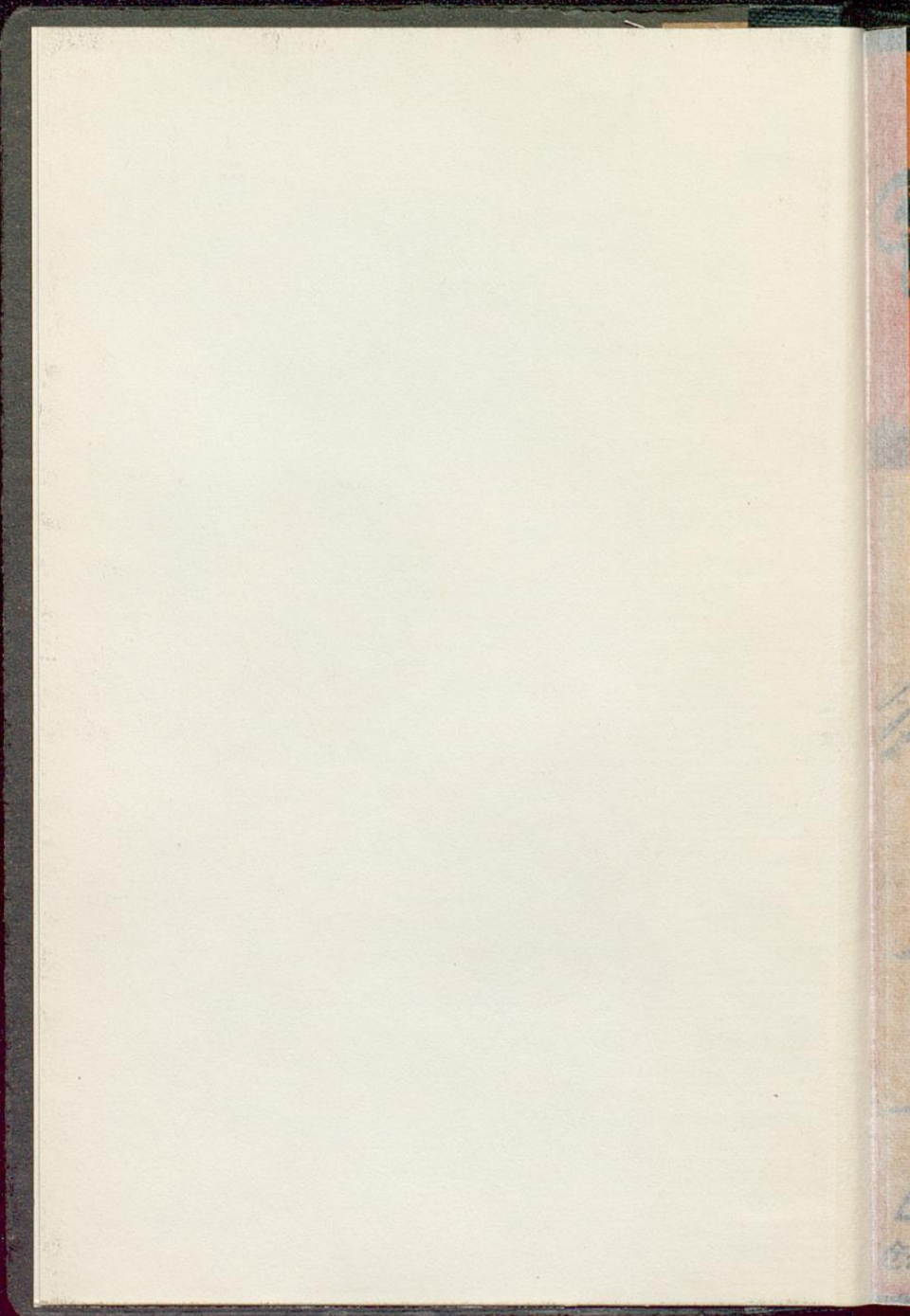
Berlin, 1918

urn:nbn:de:bsz:31-39997

A
56



78 A3956



Deutsch-Südwest im Weltkrieg 1914/15



Von
Dr. Walther Suchier

Mittler & Dohn Kgl. Hofbuchhandlung Berlin

78 A 3956

Wellhausen.

Deutsch-Südwest im Weltkrieg

Kriegseindrücke aus den Jahren 1914/15

von

Dr. Walther Suchier
Regierungsarzt



Dritte Auflage

Mit einer Übersichtskarte

Berlin 1918 / Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung / Kochstraße 68—71



7
G

78 A 3956

Alle Rechte aus dem Gesetze vom 19. Juni 1901
sowie das Übersetzungsrecht sind vorbehalten.



✓

Vorwort.

In der Feldausgabe der „Kölnischen Zeitung“ vom 27., 29. Oktober und 3., 4. November 1916 ist unter dem Titel „Deutsch-Südwest und der Weltkrieg“ eine übersichtliche Zusammenstellung der kriegerischen Ereignisse in Südwestafrika erschienen, die in gedrängter Fassung alles Wesentliche des Tatsachenbestandes wiedergibt. Sie ist um so eher geeignet, in der Heimat ein gutes Bild der dortigen Geschehnisse entstehen zu lassen, als der ungenannte Verfasser aus eigenem Erleben heraus erzählt und sich auf zuverlässige, weitgehende Informationen stützt. E. Willichs „Kriegstage in Südwest“ und eine Anzahl kleinerer Aufsätze, wie sie im Laufe des vergangenen Jahres mehrfach in den verschiedenen Tageszeitungen erschienen sind, zeigen uns die Ereignisse, wie sie sich für die Zivilbevölkerung des Landes abgespielt haben, oder werfen kurze Schlaglichter auf einzelne herausgegriffene Vorgänge.

Doch bei alledem fehlt etwas! — Was unsere Feldgrauen tun und treiben, wo und wie sie sich schlagen und unseren Gegnern das Rätsel ihrer Unbesiegbarkeit stets von neuem aufgeben, das weiß in der Heimat jedes halbwüchsige Kind. Seit über drei Jahren erfahren wir es täglich, nehmen Anteil daran, sind stolz darauf! Was aber unsere Reiter im fernen Südwestafrika auf verlorenerm Posten durchgehalten haben, das ist den Deut-

schen in der Heimat in ihrer überwiegenden Mehrzahl ebenso fremd wie der koloniale Gedanke überhaupt. Unter diesem Gesichtspunkte mag es gerechtfertigt erscheinen, wenn ich im folgenden den Versuch mache, eine Reihe von Episoden wiederzugeben, wie sie die Schuttruppe erlebt und wie sie für uns zur bleibenden Erinnerung geworden sind.

Eine gewisse Einseitigkeit ist dabei nicht zu vermeiden. Da ich nur das aussprechen will, was aus sicheren Quellen stammt oder persönlich miterlebt ist, kann ich keine Darstellung des Krieges in unserem südwestafrikanischen Schutzgebiet bringen, die auf Vollständigkeit irgendwelchen Anspruch macht. Man kann nicht „überall dabei gewesen sein“, am wenigsten in Südwest. Aber ich möchte den Deutschen in der Heimat Bilder zeigen, wie sie der Krieg drüben hervorgebracht hat, und wie sie sich in ähnlicher Form wohl in jedem unserer Schutzgebiete, wenn auch in anderem Rahmen, abgespielt haben. Und ich möchte wünschen, daß vielleicht der eine oder der andere trotz der Fülle der Ereignisse auf den europäischen Kriegsschauplätzen seine Gedanken manchmal nach den heißen Ländern schickt, wo in jahrelanger mühevoller Arbeit deutscher Fleiß und deutsche Ausdauer bleibende Werte geschaffen, und wo deutsche Männer ausgeharrt und geblutet haben in zäher Verteidigung des zur zweiten Heimat gewordenen Bodens. Es kann und darf nicht umsonst gewesen sein!!

Inhalt.

	Seite
Vorwort	III
Auftakt	1
Botha	13
Der Anfang	18
Die Portugiesen	25
Der Marsch	32
Naulila	40
Ein Verwundetentransport	64
Zwischenakt	75
Der 20. März	87
Unterm „Roten Kreuz“	95
Rückmarsch	107
Das Ende	118
Unterm Union-Jack	122
Heimwärts	129

Übersichtskarte am Schluß des Buches.

Auftakt.

Südwest schlief seinen Winterschlaf. — Nichts störte das impertinente Blaugrau des ewig wolkenlosen Himmels, nichts die Stille der kalten, sternensklaren Nächte, nichts die „afrikanische Ruhe“ der Bevölkerung.

Anfang Juli sicherten die ersten Nachrichten über den Mord in Serajewo nach Südwestafrika durch. Mitte Juli hatten sie sogar den Weg zu unserem etwas weltfernen Bezirkshauptstädtchen gefunden, das im Nordwesten des Schutzgebietes frei von Bahn- und Telegraphenverbindung sein Dasein verträumte. Man nahm Kenntnis, man nahm Anteil — aber man ließ sich nicht weiter aufregen. Um einen richtigen Südwestafrikaner aus seiner Ruhe zu bringen, muß es schon schlimmer kommen. — Und es kam! — Die Lage zwischen Osterreich und Serbien spitzte sich zu, die Vierbankpolitiker bekamen Arbeit und nahmen den Mund voll. — Wenn schon! Was sollte denn auch aus alledem entstehen? Schlimmstenfalls eine Züchtigung der Hammeldiebe durch Osterreich. Konnte ihnen nur bekömmlich sein! Aber sonst? — Nein!! Keiner der Neunmalweisen war klug genug, kein Flaumacher hätte zu behaupten gewagt, es könne daraus ein Krieg entstehen, ein Krieg gegen Deutschland — der Weltkrieg! — Aber wenige Tage später war das Unfaßliche dennoch zur Tatsache geworden und riß uns mit in den bodenlosen Strudel.

Die drahtlose Berichterstattung arbeitete ausgezeichnet: Nauen—Kamina(Togo)—Windhof. In atemloser Spannung verfolgte das Land die sich überstürzenden Ereignisse der ersten Augusttage. Mit der größten Überwindung raffte man sich dazu auf, das unumgänglich Notwendige seiner Berufspflichten zu erledigen; es war so bedeutungslos, alles so grenzenlos klein und gleichgültig gegenüber dem einen, dem unfasslich großen Etwas, das sich weit, weit von uns über dem deutschen Vaterland zusammenbraute — dem Weltkrieg!! Unsere Niedergeschlagenheit wuchs mit jedem Tage. Niemand, der es nicht mitgeföhlt hat, kann uns das lähmende, das alles erdrückende Bewußtsein nachempfinden: Deutschland kämpft um Sein oder Nichtsein — und wir?? Wir sitzen in Afrika, da wo es am weitesten weg ist, ausgesetzt, abgeschlossen von der ganzen Welt, ohne die leiseste Möglichkeit, heimzukommen — und sind nicht dabei! In Europa rollt ein Stück Geschichte ab, das gewaltigste, das je die Welt gesehen! Und wir? Ja, wir waren auch dabei — als die Telegramme nach Afrika kamen; o ja! In welche Ecke sollen wir uns verkriechen, wenn wir demaleinst nach Hause kommen?

Aber auch wir kamen an die Reihe. Am 4. August noch hieß es: „Deutschland Heer und Flotte mobil, Schutzgebiet nicht mobil!“ Am 6. August wurde der Kriegszustand für das Schutzgebiet erklärt, am 7. August die allgemeine Mobilmachung angeordnet; der 8. August war der erste Mobilmachungstag.

Schon diese Mobilmachung stellte sowohl das Schutztruppenkommando wie das Gouvernement vor ganz ungewöhnliche Aufgaben und brachte außerordent-

lich große Anforderungen mit sich, die in der Natur des Landes begründet sind.

Südwest, das heiße, sandige, wasserarme Südwest ist einweidrittelmal so groß als das Deutsche Reich, hatte zu Kriegsbeginn eine recht spärliche Anzahl von Telephon- und Telegraphenleitungen, ein regelloses Netz sogenannter Pads, deren kaum eine als brauchbare Heerstraße bezeichnet werden kann und 3 (sprich drei!) Bahnstrecken: Lderiksbucht—Keetmanshoop, Kalkfontein—Karibib und Swakopmund—Grootfontein (bzw. Tsumeb); die ersten beiden in Kapspurweite, die dritte in 60 Zentimeter Schmalspur. Eine vierte Strecke, die sogenannte „alte Staatsbahn“ Swakopmund—Karibib erwähne ich der Vollständigkeit halber, wenngleich sie heute als brauchbares Transportmittel kaum noch in Frage kommt und höchstens einen gewissen Liebhaberwert beanspruchen kann.

In den zentral gelegenen Bezirken, wie Windhuk, Okahandja, Karibib, wo die Besiedelung ziemlich dicht und auf verhältnismäßig engem Raum vereinigt ist, ging es noch einigermaßen. Um so größer gestalteten sich die Schwierigkeiten in den Randbezirken. Outjo z. B., das in seiner Flächenausdehnung dem Königreich Bayern gleichkommt und rund 70 besiedelte Farmen aufweist, hatte zu Beginn des Krieges weder Bahn- noch irgendwelche Telegraphenverbindung. Durch die nächstgelegene Bahnstation Otjiwarongo, die etwa 75 km entfernt ist, wurde mittels einer häufig gestörten Telephonleitung der Verkehr mit der zivilisierten Welt aufrechterhalten. Der größte Teil der Farmen liegt allerdings in der „Nähe“ des Hauptstdtchens, d. h. auf einem Umkreis von etwa 120 km Radius; die entlegenste Farm war

380 km entfernt. Unter diesen Umständen mußte die Mobilmachung des Bezirkes vollständig von berittenen Boten (vorwiegend Sergeanten der Landespolizei) durchgeführt werden und stellte eine außerordentliche Arbeitsleistung dar.

Mancher Einsiedler im Busch war nicht schlecht erstaunt, als er erfuhr, was die Glocke geschlagen hatte; manch einer war geneigt, an einen schlechten Scherz zu glauben, bis er die Tatsachen schwarz auf weiß vor Augen hatte. — Und dann kamen sie; einzeln oder in kleinen Trupps, zu Fuß und zu Pferd, im Ochsenwagen oder auf der Maultierkarre — weite, weite Strecken. Oberleutnant Lösch vom Feldvermessungstrupp, der bei Ausbruch des Krieges in der Nordwestecke des Schutzgebietes, etwa 400 km von Dutjo entfernt, mit Vermessungsarbeiten beschäftigt, in den Bergen saß, legte mit seiner kleinen Abteilung diese Strecke in dreidreiviertel Tagen zurück — eine der ungewöhnlichsten Leistungen, die wohl jemals auf Reittieren bewältigt worden ist.

Bei der Einstellung der Mannschaften mußte ziemlich rigoros verfahren werden. Chronische Malaria, Herzerweiterungen mäßigen Grades u. a. m. konnten nicht mehr als Gründe angenommen werden, die von der Einstellung bei der Truppe ausschlossen. Sonst wäre bei der großen Verbreitung solcher Krankheitszustände im Schutzgebiet die Zahl unserer wehrfähigen Männer außerordentlich zusammengeschnitten. Im ganzen Bezirk Dutjo blieb kaum ein Duzend Männer zurück, die unter sich einen regelmäßigen Wachdienst einrichteten, von Farm zu Farm ritten, um den zurückgebliebenen Frauen zur Hand zu gehen, die Eingeborenen im Zaum und das Vieh zusammenzuhalten. — So brachten wir an Offi-

zieren und Mannschaften des Beurlaubtenstandes rund 3600 Mann auf die Beine.

Trotz aller Schwierigkeiten war die Mobilmachung im ganzen Lande in der kurzen Zeit von 20 Tagen beendet. „Große Tage“, wie sie sich jedem, der die Volkserhebung in der Heimat miterleben durfte, unauslöschlich eingeprägt haben, große Tage waren es drüben nicht! Es gab keine jubelnde Bevölkerung, keine Blumen, keine Liebesgaben, keine Musik; es ging verdammt prosaisch zu bei uns. Und man wurde den bohrenden Gedanken nicht los: „Wie mag es jetzt in der Heimat aussehen? Warum darfst du dort nicht dabei sein — warum?“

Trotz alledem war die Stimmung im Lande voll freudiger Zuversicht. Aber wer sich eingebildet hatte, es ginge jetzt mit dem Säbel in der Faust frisch-fröhlich ran an den Feind, der sah sich einstweilen schwer enttäuscht. An welchen Feind eigentlich? Noch hatte sich keiner mit offenem Visier gestellt. Selbst der englische Hafen Walfischbai schien noch nicht recht zu wissen, was nun werden sollte, setzte die Unionsflagge und versuchte damit einstweilen den Unbeteiligten zu markieren. Die aktive Schutztruppe, die glücklicherweise bei Kriegsausbruch im Manöver fast vollzählig versammelt war, wurde bei Windhuk zusammengezogen und — wie es hieß — langsam in südlicher Richtung in Marsch gesetzt. Dann hörte man vorerst nichts mehr von ihr.

Man erfuhr in den nächsten Wochen eigentlich überhaupt nichts. Die stürmische Erregung der ersten Tage war verebbt, die Mobilmachung im Gange; man erwartete stündlich irgendwelche Marmnachrichten oder große Ereignisse, aber es geschah nichts dergleichen. Eine unheimliche Stille lagerte über dem ganzen Schutzgebiet,

die nur unterbrochen wurde von den täglich eintreffenden Siegesnachrichten aus der Heimat, welche mit unbeschreiblichem Jubel aufgenommen wurden. Eine drückende Gewitterschwüle lastete auf dem ganzen Land, das sich langsam und schwerfällig reckte und aufstand, um unser bis dahin mühselig erkämpftes Deutschtum an der fernen Südwestküste Afrikas zu schützen gegen räuberischen Überfall. — Woher würde der Ansturm hereinbrechen? Noch blieb alles ruhig!

In aller Stille traf Gouverneur Dr. Seitz seine Vorbereitungen: Der Stamm der Bondels-Hottentotten, dessen Haltung im Ernstfalle immerhin zweifelhaft sein und — falls es im Süden losging — recht unliebsame Störungen für die Operationen der Schutztruppe auslösen konnte, wurde mit Weib und Kind verpact, ohne alles Aufsehen restlos nach dem Norden abgeschoben und einstweilen bei Djiwarongo angedielt. Der Bahnbau Djiwarongo—Dutjo, der längst geplant und abgesteckt war, wurde mit Hochdruck in Angriff genommen.

Die Ernährungsfrage, die auch für das Schutzgebiet sehr ernst war, wurde vom Gouvernement und Kommando der Schutztruppe gemeinsam in die Hand genommen, und es wurden umfassende Einrichtungen geschaffen, dank deren es gelang, die Bevölkerung vor Not zu schützen und gleichzeitig der Truppe eine ausreichende Beköstigung zu sichern. Fleisch war in Gestalt von Vieh und Wild in genügender Menge vorhanden, auf den Farmen auch Milch. Sehr knapp aber waren die zur Verfügung stehenden Borräte an Roggen- und Weizenmehl, die immer mehr durch Maismehl verlängert und bald ganz von diesem ersetzt werden mußten. Für später sollte auf die geringe Maisproduktion des eigenen Landes

zurückgegriffen werden, mit der wir, wenn die Ernte einigermaßen genügte, noch einige Monate weiter durchzuhalten hofften. Sehr knapp waren vor allem aber die Vorräte an Hafer, so daß das Schutztruppenkommando diese unangenehme Tatsache dauernd in Rechnung stellen und seine Operationen teilweise unmittelbar von ihr abhängig machen mußte. Kartoffeln gab es bei der Truppe anfangs — bis Dezember 1914 — in Form von Dörrikartoffeln, später nicht mehr bis zur Kapitulation. Auch mit allen übrigen Nahrungs- und Genußmitteln mußte in vorsichtigster Weise gespart und hausgehalten werden.

Daß bei dieser Lage der Dinge die sonst sehr gut und reichlich gepflegten Eingeborenen kurz, zum Teil recht kurz gehalten werden mußten, liegt auf der Hand. Diese an sich bedauerliche Maßregel war nicht zu umgehen, hat aber zweifellos die Stimmung unter den Eingeborenen der deutschen Bevölkerung gegenüber nicht gerade gehoben. Stellenweise begannen sie, besonders einige unruhige Geister unter den Herero, auf den Farnen jetzt schon ungemütlich zu werden. Nachdem einige Exempel statuiert waren, schien die beginnende Verfeuchung der schwarzen Volksseele fürs erste noch einmal hintangehalten und die Ruhe wieder hergestellt zu sein. Aber unter der Asche glimmte der Funke weiter; wir haben es später zu fühlen gehabt!

Alle unnötigen Effer, die sich noch im Lande aufhielten, ohne uns nützen zu können, wurden abgeschoben. Das waren vor allem Tausende von Ovambo, die auf den Diamantfeldern von Lüderitzbucht beschäftigt und mit Ausbruch des Krieges arbeitslos geworden waren. Sie mußten nun den weiten Heimweg antreten, von Lüderitz

bucht bis Djiwarongo auf der Bahn, von da zu Fuß, 300, 400, 500 km nach Norden bis in ihr Stammesgebiet; sie begriffen selbstverständlich nichts von alledem.

Das Geld war knapp. Der Gouverneur ließ kurzerhand neues drucken und gab für 5 Millionen Mark Schutzgebiets-Kassenscheine zu 5, 10, 20, 50 und 100 Mark aus, für die die Kolonialhauptkasse Deckung leistete. Sie kamen glatt in Umlauf und hielten sich in der deutschen Bevölkerung auch dann noch, als sie von Botha nach der Kapitulation nicht mehr als gesetzliches Zahlungsmittel anerkannt und außer Kurs gesetzt wurden.

Aber es gab noch anderes zu bedenken. — Südwest ist ein Land der Viehzucht. Sein ganzer Wohlstand, das ganze Vermögen des Farmers steckt zum allergrößten Teil im Rindvieh; und Vieh braucht Wasser, braucht Weide, braucht Hirten. — Viele Frauen waren tapfer genug, allein auf der Farm zurückzubleiben, um Haus und Vieh zu betreuen, während der Mann ins Feld zog — allein mit ihren Eingeborenen, von denen man einstweilen noch nicht mit Sicherheit voraussehen konnte, wie sie sich verhalten würden. Andere fühlten sich dieser Aufgabe nicht gewachsen und krochen bei Bekannten unter, wo der Mann aus irgendwelchen Gründen nicht mit ins Feld mußte. Sehr viele Farmen aber, deren Besitzer unverheiratet, waren mit deren Einziehung zur Truppe einfach verwaist. Auch hier griff das Gouvernement ein; die ergiebigsten Wasserstellen des Bezirkes wurden zu „Vieh-Sammelstellen“ ausersehen, und alles herrenlos gewordene Vieh (Tausende von Stücken Groß- und Kleinvieh) dorthin zusammengetrieben. Aber das Wasser war knapp und die Weide mäßig. Schon auf dem weiten Anmarsch

gingen viele wertvolle Stücke zugrunde; Tag und Nacht war das Brüllen der durstenden Ochsen zu hören und ging einem allmählich auf die Nerven.

Inzwischen gruppierte der Kommandeur der Schutztruppe, Oberstleutnant v. Heydebreck, seine Streitkräfte. — Die Aushebung der Mannschaften des Wehrdienststandes hatte trotz weitherzigster Handhabung des Begriffes „Felddienstfähigkeit“ mit Ach und Krach rund 3600 Mann ergeben; dazu kam noch die aktive Truppe mit etwa 1800 Mann, so daß unsere bewaffnete Macht in ihren besten Tagen etwa 5400 Mann stark war. Nach den letzten amtlichen Ermittlungen vor dem Kriege belief sich die gesamte Einwohnerzahl des Schutzgebietes an Weißen — einschließlich der Frauen und Kinder sowie der aktiven Schutztruppe — auf etwa 15 000 Köpfe. Es waren demnach rund 35 v. H. der gesamten deutschen Bevölkerung zum Heeresdienst eingezogen. — Von den einberufenen Mannschaften mußte zunächst eine ganze Anzahl wieder entlassen werden. Ein Teil der Leute war körperlich tatsächlich den Anstrengungen eines afrikanischen Feldzuges nicht gewachsen; andere mußten zur Feldbestellung nach Hause geschickt werden, damit wenigstens die kommende Maisernte für die Ernährungsfrage in Rechnung gestellt werden konnte.

So schrumpfte unsere Armee schon vor Beginn der Feindseligkeiten auf etwa 5000 Köpfe zusammen. Aber auch diese waren keineswegs alle Kampftruppen. Von ihnen waren noch in Abrechnung zu stellen: Verkehrstruppen, Funker, Feldpostpersonal, Meldeämter und Bezirkskommando, Stäbe, Kranke und Sanitätspersonal, Grasposten, Grenzschutztruppen u. a. m. Dazu kam endlich eine erhebliche Anzahl von Mannschaften für den (mangels

genügender Eisenbahn- und Telegraphenverbindungen) außerordentlich zeitraubenden Etappendienst, Ortsbesatzungen sowie Detachements zur Bewachung der Funkstationen und der Gefangenenlager. Somit kamen als eigentliche Streitmacht nicht mehr als 3500 Mann in die Front. — „Die“ Front! Es waren drei Fronten, zunächst wenigstens: eine an der Südgrenze, eine vor Lüderigbucht, eine vor Swakopmund; eine vierte gegen Portugiesisch-Angola und eine fünfte gegen die Bastards kamen im Verlaufe der Ereignisse hinzu.

Die aktive Schutztruppe hatte in Friedenszeiten eine nominelle Stärke von 1967 Köpfen, die sich nach Abzug der regelmäßig nach der Heimat Beurlaubten auf durchschnittlich 1800 Mann verminderte. Sie bestand abzüglich der Sonderverbände aus berittener Infanterie und Artillerie, und zwar: neun Kompagnien zu je drei Zügen, worunter ein Maschinengewehrzug, und drei Batterien zu je vier Gebirgsgeschützen; die Kopfzahl der Kompagnie betrug durchschnittlich 140, die der Batterie 120 Mann. — Jetzt wurde eine große Zahl von Neuformationen aufgestellt. Es entstanden „Abteilungen“ und „Regimenter“, es entstanden Reserve- und Ersatztruppenteile, es gab ein „Kommando der Besatzungstruppen“, eine „Etappe Nord, Süd und Mitte“, Ortsbesatzungen u. a. m. Die „Regimenter“ waren zum großen Teil nicht einheitlich zusammengestellt und enthielten vielfach Infanterie und Artillerie nebeneinander.

Dem Kommandeur stand als Generalstabsoffizier Hauptmann Wed zur Seite. An Stabsoffizieren befanden sich außer dem Kommandeur zu Kriegsbeginn bei der aktiven Truppe die Majore Franke, Ritter, Bauscus

und Kappard. Nach ihnen wurden die „Abteilungen“ benannt, die vergleichsweise also etwa unseren „Heeresgruppen“ entsprechen würden — schade, daß jede nur etwa 800 bis 1000 Mann stark war. Die „Regimenter“ mußten demzufolge etwa wie Armeen bewertet werden, die einzelnen Kompagnien und Batterien wie Korps; mit kleineren Formationen gaben wir uns nicht ab. — Im gegnerischen Lager scheint man bis zu den allerletzten Tagen des Feldzuges nicht geahnt, jedenfalls nicht mit Sicherheit gewußt zu haben, welche kümmerliche Zahlen sich hinter den vielversprechenden Namen unserer Neuformationen verbargen. Es ist mir von englischen und bairischen Offizieren wiederholt gesagt worden, unsere Streitkräfte würden auf 15 000 bis 18 000 Mann geschätzt. Noch wenige Tage vor der Kapitulation bezifferte Botha unsere Zahl auf 6000.

Die im Lande lebenden österreichisch-ungarischen Reserveoffiziere traten in treuer Waffenbrüderschaft sofort bei der Schutztruppe ein und haben uns wertvolle Dienste geleistet.

Das Sanitätswesen lag in Händen von Generaloberarzt Dr. Berg. Es wurden Feldlazarette aufgestellt und die Typhusimpfung durchgeführt.

An Artillerie standen alles in allem zur Verfügung: drei Gebirgsbatterien zu je vier Geschützen, zwei Batterien 96er neuer Art zu vier Geschützen, eine Batterie 96er alter Art zu sechs Geschützen, eine Batterie leichte 10-cm-Feldhaubitzen zu vier Geschützen; endlich einige Revolverkanonen und andere Instrumente älterer Konstruktion, denen ein nennenswerter Gesichtswert nicht mehr beizumessen war. Die Haubitzbatterie konnte in dem tiefen Sande nur durch Ochsen gespanne vorwärts gebracht

werden und war damit zu einer Unbeweglichkeit verurteilt, die im Bewegungskrieg gleichbedeutend mit Untätigkeit werden mußte. Sämtliche Kanonenbatterien waren auf direktes Schießen angewiesen. Erst im März 1915 konnte durch Hauptmann v. Münstermann (damals Führer der ersten Gebirgsbatterie), der sich mit seinem Waffenmeister zusammen in den Stavi-Werkstätten bei Ufakos selbst einen Richtkreis herstellte, zum indirekten Feuern übergegangen werden. Bis dahin wurde offen aufgeföhren.

Munition scheint für Infanterie und Maschinengewehre in ausreichender Menge vorhanden gewesen zu sein. Artilleriemunition war äußerst knapp und mußte vorsichtig gespart werden. Die erste Gebirgsbatterie hat durchschnittlich pro Gefecht 250 bis 400 Schuß abgegeben, jedes Geschütz also höchstens 100 Schuß; die anderen Batterien nicht mehr.

An sonstigen „Kampfmitteln“ standen noch zur Verfügung: drei Automobile mit äußerst dürftiger Vereifung, für die keinerlei Ersatz beschafft werden konnte, zwei fahrbare Funktürme und zwei klapperige, unbewaffnete Flugzeuge. Diese waren erst kurz vor Ausbruch des Krieges im Schutzgebiet angekommen, bei seinem Beginn noch mit Probeflügen beschäftigt und eigentlich von Anfang an nicht kriegsverwendungsfähig. Dazu kam, daß im Lande keinerlei Ersatzteile vorhanden und auch nicht zu beschaffen waren; ein gesplitteter Propeller wurde mit Mühe ergänzt. So setzte sich denn die Tätigkeit der beiden Flieger (des Oberleutnants v. Scheele und des österreichischen Leutnants d. R. Fiedler) aus einer kleinen Reihe von Flügen und einer unendlichen Reihe von Reparaturen zusammen, und es

ist nur ihrer unermüdblichen Energie zu danken, wenn sie uns trotzdem wertvolle Dienste geleistet haben.

Das Schutzgebiet war vom ersten Tage des Krieges an vollständig blockiert. Abgeschlossen von der ganzen Welt, abgeschlossen von allem, was zum Kriegsführen am unentbehrlichsten ist — Menschen, Munition, Geld, Mehl —, war es in seiner sonnedurchglühten wasserlosen Armut vollständig auf sich selbst angewiesen, auf seine dürftigen Vorräte und seine eigene kärgliche Produktion. 835 000 Quadratkilometer Land mit 2900 km Grenze (ohne die Küste!) — dazu 5000 Mann, 30 kleinkalibrige Geschütze, zwei Flugzeuge, drei Autos, drei Bahnstrecken; wenig Lebensmittel, wenig Munition, sehr wenig Wasser — aber ungeheure Entfernungen. Im Süden und Osten Engländer oder Buren. Im Norden der Stamm der Dyambo und die Portugiesen, deren beider Haltung einstweilen nicht zu übersehen war. Vor der Küste englische Kreuzer, im eigenen Lande unsichere Elemente unter den Eingeborenen (Hottentotten, Bastards, Herero). — Das war die Lage; sie war nicht gerade rosig. — Aber noch hatte der Tanz nicht begonnen.

Botha.

Der August war dahingegangen, ohne daß es zu Feindseligkeiten oder auch nur zu einer Klärung der Lage gekommen wäre.

Anfang September endlich warf Botha die Maske ab. In einer stürmischen Parlamentsitzung, in der es große Worte von Loyalität gegen England und anderen schönen Dingen regnete, wurde der Angriffskrieg

gegen Deutsch-Südwestafrika beschlossen, nicht ohne ernstlichen Widerspruch seitens eines Teiles der Herzog-Partei. Vergessen war, was England dem Burenvolke vor noch nicht fünfzehn Jahren angetan, vergessen Kitcheners Massenmord, der 25 000 Frauen und Kinder dem Hungertode überliefert hat. „Auf ihn, denn er ist in Not!“ hieß die Devise, unter der der Krieg gegen Südwest vom Zaune gebrochen und vor den Augen der Eingeborenen zum Austrag gebracht wurde.

Botha traf sorgfältige, umfassende Vorbereitungen und brachte seine Streitkräfte allmählich auf eine für afrikanische Begriffe gewaltige Höhe. Die Stärke seines Expeditionsheeres wurde von englischen Zeitungen mit 50 000 Mann beziffert. Von englischen Offizieren habe ich später erfahren, daß sie 60 000, vorübergehend über 70 000 Mann im Lande gehabt haben. Davon waren etwa zwei Drittel Buren und ein Drittel Engländer, vorwiegend Kap-Engländer. Die Kampftruppe bestand aus Artillerie, Infanterie und Kavallerie. Die Artillerie war mit Feldkanonen- und Haubitzenbatterien ausgerüstet; selbst die schweren Schiffsgeschütze sollen von den Kreuzern abmontiert und mit Ochsen gespannen langsam der Truppe nachgeführt worden sein. Die Kavallerie, die zahlenmäßig am stärksten vertreten war, war eingeteilt in Schwadronen zu durchschnittlich 100 Mann und kann am besten mit unserer berittenen Infanterie verglichen werden. Sie war bewaffnet mit Infanteriegewehr und Pistole und führte größtenteils ein kleinkalibriges (6,5 mm) stumpfes Vollmantelgeschos.

Daneben gab es aber auch — ein Kuriosum für Südwest und sicher keine reine Freude — Infanterie zu Fuß. Das Pferdmaterial war vorzüglich und an-

scheinend unerschöpflich, die Ausrüstung der Leute von bester Qualität. Die Veritlenen trugen gelbes Lederzeug (derbe Stiefel, Samaschen, Aufschnallsporen), graugrüne Reithose aus kräftigem Kord (meist gut gearbeitete Breeches), dazu Gürtel (keine Hosenträger), graugrünes Uniformhemd mit Umlegefragen und Achselstücken und den bekannten englischen Waffenrock in Feldgrau oder Khaki. Die Kopfbedeckung war verschieden je nach der Waffengattung; man sah unter anderem viele Tropenhelme mit wallenden farbigen Schleiern. — Wie stark die einzelnen Formationen waren und wie ihre Zusammensetzung, ist mir nicht bekannt.

Ausgezeichnet war auch das Kartenmaterial und vor allem die Führung. Allerlei unsaubere Elemente, vorwiegend burischen Ursprungs, die vor dem Kriege jahrelang als Prospektoren, Frachtfahrer usw. ihrem „friedlichen Erwerb“ nachgingen und sich bei dieser Gelegenheit eine außerordentlich weitgehende Landeskenntnis erschleichen konnten, erschienen plötzlich auf der Gegenseite im Offiziersrange wieder (bis zum Major hat es einer dieser Halunken gebracht) und leisteten als Führer von „Späherkorps“ unbezahlbare Dienste. Unsere eigenen Eingeborenen hatten es sehr bald heraus, daß sie im gegnerischen Lager mit offenen Armen und vollen Händen aufgenommen und — o Gipfel der Seligkeit! — nicht einmal zum Arbeiten gezwungen wurden. Sie fingen an überzulaufen, anfangs einzeln und zögernd, später aber, als wir gegen Ende des Feldzuges immer mehr in die Enge getrieben wurden, in hellen Haufen; sie verrieten alles, was bezahlt wurde, und stellten für Botha eine wertvolle Bereicherung seines Aufklärungsdienstes dar.

Kriegsmaterial aller Art war in unbeschränkter Menge vorhanden. Zahllose Automobile ermöglichten den Nachschub von Wasser, Lebensmitteln und Munition. Es gab Lastautomobile schwerster Bauart, es gab Sanitätsautomobile neuesten Systems, es gab schnelle Personenautos, die durch den tiefen Sand zischten, als wäre die südwestafrikanische Pad eine gutgepflegte Chaussee; es gab — was gab es nicht? Geld spielte anscheinend keine Rolle. Wieviel hundert Autos zum Teufel gefahren, wieviel tausend Pferde zuschanden geritten worden sind, haben wir nicht erfahren.

Sehr unangenehm machten sich Panzerautomobile fühlbar, die mit Maschinengewehren oder kleinkalibrigen Revolverkanonen bestückt und für unsere leichten Gebirgsgeschütze vollständig unverlegbar waren. Bohrmaschinen zogen hinter der Truppe her und begannen an jedem neu besetzten Punkte, der voraussichtlich gehalten werden konnte, die Wassererschließung. Bei Lüderitzbucht und Swakopmund durch die Namib und von Prieska über Upington in Richtung Kalkfontein wurden strategische Bahnen in Kapspurbreite in Angriff genommen und in erstaunlich kurzer Zeit fertiggestellt. — Unnötig ist zu betonen, daß Munition in jeder Menge zur Verfügung stand.

Abgesehen von der qualitativen und quantitativen Überlegenheit des Kriegsmaterials, die sich zahlenmäßig schwer abschätzen und ausdrücken läßt, war somit die Übermacht der gegnerischen Streitkräfte eine rund zwanzigfache. Außer den weißen Truppen brachte Botha aber noch einen Heuschreckenschwarm von Eingeborenen (vorwiegend Capeboys) mit ins Land, deren Zahl mir von englischer Seite auf mindestens 20 000 bis 25 000 an-

gegeben wurde. Sie wurden als Bahnarbeiter, Treiber usw. verwendet und angeblich nicht im Gefecht eingesetzt. Daß dies zu Beginn der Feindseligkeiten (im September 1914 bei Hasuur und Sandfontein) tatsächlich dennoch geschah, ist durch die Gefangennahme bewaffneter Eingeborener ebenso sicher erwiesen, wie ihre dauernde Verwendung als Führer und Kundschafter.

Oberstleutnant v. Heydebreeß machte der Unionsregierung seinen Standpunkt in der Eingeborenenfrage in einer geharnischten Erklärung auf drahtlosem Wege bekannt, betonte nochmals, daß auf deutscher Seite kein Eingeborener bewaffnet werde, und gab der Überzeugung Ausdruck, „daß die Union einem Verbrechen an der weißen Rasse fernstehe und die Entscheidung den Waffen in Händen des weißen Mannes überlassen werde“. Es hat nicht viel gefruchtet. Daß ein Teil der Eingeborenen im englischen Lager trotz der gegenteiligen Versicherungen Bothas nach wie vor tatsächlich bewaffnet war, habe ich mit eigenen Augen gesehen. — Allerdings haben wir es nach den Erfahrungen auf den europäischen Kriegsschauplätzen verlernt, uns darüber zu wundern.

Keine Frage — Bothas Vorbereitungen, deren heimlicher Beginn zweifellos schon Jahre vorher eingesetzt hat, waren sorgfältig und zielbewußt. Es wäre zwecklos, zu bestreiten, daß er ein weitblickender Organisator und bei aller Charakterlosigkeit in seiner Art ein tüchtiger Führer ist. Er war wie kein anderer der geeignete Mann dazu, um mit englischem Geld und englischer Gewissenlosigkeit, die er sich völlig zu eigen gemacht hat, den Raubzug gegen Südwest durchzuführen.

Ich habe später einen englischen Offizier von den C. M. R. (Cape Mounted Rifles) gefragt, ob man denn

in England so sicher gewesen sei, daß Botha die britische Sache ehrlich vertreten werde? Und ich erhielt zur Antwort: Keineswegs! Das englische Kriegsministerium habe vielmehr erst einen Versuchsballon losgelassen und bei Botha angefragt, ob er gewillt sei und es sich zutraue, Deutsch-Südwestafrika zu erobern. — Und man habe hinzugefügt, falls er dies ablehnen zu müssen glaube, habe man in Aussicht genommen, 30 000 Japaner kommen zu lassen und diese mit der Aufgabe zu betrauen. Darauf habe Botha seinen ehrenvollen Auftrag angenommen.

In den Friedensverhandlungen wird es sich zeigen, daß England an der Vergewaltigung unserer afrikanischen Kolonien „völlig unbeteiligt“ ist, daß das ein reines Privatunternehmen der Südafrikanischen Union war und wir uns wegen Herausgabe unserer Schutzgebiete mit Botha auseinanderzusetzen haben. Wenn es noch einen Menschen gäbe, der über die tieferen Zusammenhänge aller kriegerischen Ereignisse im Zweifel ist, wie sie sich seit 1914 in Afrika abgespielt haben, so könnte er aus dieser an sich belanglosen Mitteilung um so eher seine Schlüsse ziehen, als sie aus dem Munde eines aktiven englischen Offiziers stammt. — Auch später traten diese Zusammenhänge, auf die ich noch des öfteren hinweisen kann, zu wiederholten Malen in deutlichster Weise hervor.

Der Anfang.

Mitte September ging es los. Die kleine deutsche Station Kamansdrift am Dranje wurde am 15. September 1914 vom Gegner überfallen und besetzt. In den folgenden Tagen gab es kleinere Zusammenstöße bei

Stolzenfels, Nakab und Nietfontein — die ersten Gefangenen, aber auch die ersten Verwundeten und Toten. Es wurde plötzlich Ernst!

Nach der ganzen Lage der Dinge war ein angriffsweises Vorgehen unsererseits aus militärischen wie politischen Gründen in gleicher Weise ausgeschlossen; demgemäß wurden von Anfang an die militärischen Maßnahmen vom rein defensiven Standpunkte aus getroffen. Die Taktik, die sich daraus ergab, beruhte auf der Beschaffenheit des Landes und auf der Art der zur Verfügung stehenden Kampfmittel. Eines der wichtigsten unter diesen ist in Südwest das Wasser. — Die Anmarschwege des Gegners wurden, wo immer er anzufassen suchte, durch Zerstörung aller Wasseranlagen in Durfstrecken verwandelt, die ihm das Vorwärtskommen ungemein erschwerten und ihn zwingen mußten, seinen Wasserbedarf auf Fahrzeugen mitzuführen. So schmerzlich diese Maßregel an sich empfunden werden mußte, mit der wir selbst große Werte vernichteten, die in jahrelanger mühseliger Friedensarbeit dem dürren Lande abgerungen waren, so unerläßlich war sie unter den gegebenen Bedingungen.

Auch in anderer Weise wurde ausgiebig passiver Widerstand geleistet: Mächtige Tretminen verriegelten die Vormarschstraßen und trugen ihr Teil dazu bei, daß die Eroberung deutschen Landes für den Angreifer nicht zu einem militärischen Spaziergang wurde. Hatte der Gegner eine solche Strecke mühsam überwunden, die seine Gefechtskraft notwendigerweise bis zu einem gewissen Grade herabsetzen mußte, so traf er auf die deutsche Schutztruppe — und auf einen heißen Empfang. Daß wir allmählich aus einer Stellung nach der anderen

hinausgebrängt und zum Zurückgehen gezwungen wurden, war bei dem Flankierungsverfahren des zahlenmäßig weit überlegenen Gegners nicht zu vermeiden; aber wir hinterließen unangenehme Spuren: Durst und Dynamit!

Außerordentlich hohe Anforderungen an die Fähigkeiten der Offiziere und an die körperliche Ausdauer von Mensch und Tier stellte der Aufklärungsdienst. So wertvoll uns die Tätigkeit unserer beiden Fliegeroffiziere gewesen ist, so konnte doch die Luftaufklärung schon aus äußeren Gründen das Patrouillenreiten nur bis zu einem gewissen Grade ersetzen. Tagelang unterwegs durch Busch oder wasserlose Wüste, nur mit dem Allernotwendigsten an Wasser, Hafer und Proviant versehen, mußte der führende Offizier einer solchen Patrouille in Begleitung von zwei oder drei Reitern oft gewaltige Strecken überwinden, um mit dem Gegner in Fühlung zu kommen und seine Aufgabe zu lösen. Patrouillen von zehntägiger Dauer über eine Strecke von insgesamt 300 km und mehr sind tatsächlich geritten und glücklich durchgeführt worden. Nicht selten kam es bei solchen Gelegenheiten zu scharfen Zusammenstößen mit dem Gegner.

Bothas Vorgehen war ein anderes. Er hatte ja Material, Menschen, Zeit, Geld — er konnte sich in Ruhe vorbereiten und uns dann langsam aber sicher an die Wand drücken. So einfach und einleuchtend seine Taktik war, so unfehlbar mußte sie zum Ziele führen. — An Hand seiner neugebauten Bahnstrecken ging er langsam vor, bis seine Truppen mit den unserigen Fühlung bekamen. Eine zahlenmäßige Überlegenheit von mindestens 1 : 10 war dabei selbstverständliche Voraus-

setzung, mit der auch deutscherseits immer gerechnet wurde. Während nun unsere kleinen, vorgeschobenen Truppenteile „beschäftigt“, d. h. in ein Gefecht verwickelt wurden, in dem sie sich gegen die Übermacht nur schwer behaupten konnten, wurden sie in einer oder beiden Flanken von starken feindlichen Streitkräften umgangen und damit gezwungen, das Gefecht abzubrechen und zurückzugehen, um der drohenden Umklammerung auszuweichen. Der somit neu gewonnene Punkt wurde vom Gegner besetzt, befestigt und der Bahnbau nachgezogen.

So arbeitete sich Botha langsam von der Küste durch die Namib ins Land hinein. Später änderte er dieses Verfahren, aber nur, um es in einer anderen, für uns um so unangenehmeren Form wieder aufzunehmen. Der gesamte Nachschub wurde von den inzwischen zu erstaunlicher Zahl angewachsenen Automobilkolonnen übernommen und die kleine Schutztruppe genau so systematisch wie vorher, nur in schnellerem Tempo, aus einer Stellung nach der anderen *h i n a u s m a r s c h i e r t*, ohne richtig zu Schuß zu kommen.

Daß die Briten bei ihrem Vorgehen von unseren Vorpostenkompanien unter Hauptmann Skultetus, v. Münstermann und anderen nach Kräften belästigt wurden, bedarf keiner besonderen Erwähnung. Dazu kamen noch andere Umstände, die ihnen den Vormarsch stark erschwerten: Trinkwasser, Lebensmittel, Material, kurz alles bis ins kleinste mußte für die gesamte feindliche Armee auf dem Seewege von Kapstadt oder England herangeschafft werden. Der Typhus forderte Opfer unter den Mannschaften, und die täglichen Sandstürme der Namib machten ihnen das Dasein nicht behaglicher. — Auch Botha vermochte erst allmählich im Verlaufe

eines halben Jahres aller Schwierigkeiten, die sich ihm in den Weg stellten, Herr zu werden und sein Expeditionskorps quantitativ und qualitativ auf eine Höhe zu bringen, die ihm einen beschleunigten Vormarsch ins Innere des Landes gestattete. Vorerst gelang es ihm noch nicht, übergroße Lorbeeren zu ernten.

Nach den ersten Patrouillengefechten vergingen einige Tage ohne besondere Ereignisse. Dann erschien Mitte September der englische Hilfskreuzer „Kinsouncastle“ vor Swakopmund, beschloß die „militärischen Anlagen“ und verschwand wieder. Vor Lüderitzbucht tauchte am 19. September 1914 eine große Anzahl von Transportschiffen auf, die unter dem Schutze von Kreuzern das Auslaufen einer Landungsarmee mit allem Zubehör an Kriegsgerät begannen. — Weder Lüderitzbucht noch Swakopmund waren verteidigungsfähig. Sie liegen beide wie vom Himmel gefallen als schutzlose Häuserflecke am flachen Strande inmitten der gelben Sanddünen und waren durch kein einziges Geschütz, geschweige denn durch Befestigungen irgendwelcher Art gedeckt. Beide Städte wurden geräumt, die Vorräte fortgeschafft und die ins Inland führenden Bahnstrecken ausgiebig zerstört. Frauen und Kinder, die in Lüderitzbucht zurückgeblieben waren, wurden von Botha als Zivilgefangene weggeführt und in den Konzentrationslagern der Kapkolonie eingesperrt.

Bei aller Sachkenntnis scheint Botha damals noch unsere Widerstandskraft erheblich unterschätzt zu haben. Anders ist es jedenfalls nicht zu erklären, daß er Ende September mit völlig unzureichender Vorbereitung und minimalen Kräften von Namansdrift her einen Vorstoß gegen den Süden des Schutzgebietes ansetzte, der

mit einem kläglichen Mißerfolg endigte. 300 Mann C. M. R. (Cape mounted rifles von der Permanent force) mit zwei Feldgeschützen und drei Maschinengewehren gingen über den Dranje vor und ließen der Schutztruppe, die eine starke Stellung in den Bergen eingenommen hatte, planmäßig in die Hände.

Das war bei Sandfontein, am 26. September 1914. Das Gefecht, das mit der Morgendämmerung einsetzte und sich über den ganzen Tag hinzog, endigte mit einer vollständigen Niederlage der britischen Truppen. Drei Entsatzversuche, die von Kamansdrift und Gaidib her angesetzt wurden, zersprengte das Feuer unserer Maschinengewehre. Abends 5 Uhr zeigte der Gegner die weiße Flagge. Seine blutigen Verluste waren schwer; 128 Weiße und 44 Eingeborene blieben unverwundet in unserer Hand, Geschütze und Maschinengewehre wurden in brauchbarem Zustand erbeutet. Die Engländer nennen den Platz seither „hellfontein“ (Höllenquelle).

Was man sich bei diesem Vorgehen auf seiten des Gegners gedacht hat, bleibt unklar. Daß Botha annehmen konnte, mit diesen 300 C. M. R. Windhuk zu erreichen, ohne auf Gegenwehr zu stoßen, ist schwer zu glauben. Um so überraschender berührt die Tatsache, daß mit dieser Truppe ein Colonel Grant gefangen wurde, in dessen Papieren sich die Einsetzung zum britischen Militärgouverneur von Windhuk vorfand. — So einfach war die Sache denn doch nicht! — Jedenfalls war man in der Union über das Ergebnis des Einfalls doch einigermaßen betreten und begann das Unternehmen auf anderer Grundlage. Tatsächlich ist während des ganzen weiteren Verlaufs der Operationen vom Dranje her kein ernstlicher Vorstoß mehr erfolgt, bis wir

im Frühjahr 1915 unter dem von Swakopmund her auf Karibib und Windhuk ausgeübten starken Druck der englisch-burischen Hauptmacht den ganzen Süden des Landes freiwillig und planmäßig räumten.

Die ersten Wochen des Oktober gingen hin, ohne daß nochmals größere Ereignisse eingetreten wären. Botha begann allmählich von Lüderitzbucht aus den Bahnbau in die Namib hinein. Deutscherseits wurde bei Aus in den Bergen eine starke Stellung bezogen und festungsartig ausgebaut. Swakopmund wurde von der Kompagnie Skultetus überwacht und das Engländerneft Walfischbai durch ein schneidiges Patrouillenunternehmen ausgehoben. Es folgte Vergeltungsfeuer auf Swakopmund — dann war es wieder still. — Unheimlich still! — Auch die Nachrichten aus der Heimat blieben aus. Togo sprach schon seit Wochen nicht mehr und gab uns dadurch die traurige Bestätigung, daß sich sein Schicksal bereits erfüllt hatte. Wir hatten den stürmischen Vorstoß der deutschen Heere bis vor Paris miterlebt, unzählige Male in Sehnsucht und Zuversicht unsere Gedanken nach der Heimat geschickt, unzählige Male vergeblich versucht, uns ein Bild davon zu machen: „Wie mag es zu Hause aussehen?“ und uns ebenso oft gesagt: „Sei still, sei dankbar, daß du wenigstens hier draußen auf einem ganz bescheidenen Posten ein bißchen mitarbeiten darfst an dem einen großen, dem Daseinskampf des deutschen Vaterlandes.“

Ganz vereinzelt kamen Bruchstücke von Funksprüchen direkt von Nauen nach Windhuk durch. Sie öffneten der Phantasie alle Tore und konnten doch nicht befriedigen. Unsere Kriegsberichte begannen ein stereotypes Aussehen anzunehmen. Sie fingen an: „Aus

Deutschland keine Nachrichten!" Und dann kam's! „Aus fremden Quellen“: Aufgefangene Unterhaltungen neutraler oder feindlicher Dampfer, Funkprüche der englischen Station Slankop, die offenbar besonders für uns gegeben und stilisiert wurden, ein Durcheinander von Alarmanachrichten und Lügenmeldungen aus aller Herren Länder, zu denen man vergeblich einen Kommentar suchte. Wilde Gerüchte aller Art durchschwirrten das Land, verbreiteten unnötige Aufregung und versandeten wieder. Dann herrschte abermals undurchdringliche Stille — und die Phantasie begann, einem Streiche zu spielen.

Die Portugiesen.

Am 23. Oktober 1914 traf im Schutzgebiet eine Nachricht ein, die wie ein Blitz aus heiterem Himmel einschlug und einen Sturm der Entrüstung auslöste. Eine schwache deutsche Patrouille, die im Auftrage des Gouvernements an der Nordgrenze des Schutzgebietes weilte, war von den Portugiesen beim Fort *N a u l i l a* in einen Hinterhalt gelockt und feige ermordet worden.

Das amtliche Material über diesen Vorfall, der so weitgehende Folgen nach sich ziehen sollte, ist nicht bekanntgegeben worden und kann voraussichtlich erst nach dem Kriege veröffentlicht werden. Was ich über seine Vorgeschichte gesehen oder gehört habe, ist folgendes:

Portugal und seine Schutzgebiete wurden unsererseits zu Beginn des Krieges für neutral gehalten. Wenngleich allem Anschein nach mit einer wohlwollenden Neutralität oder einem nennenswerten Entgegenkommen seitens der portugiesischen Nachbarn nicht gerechnet werden konnte, so mußte vom Gouvernement

doch wenigstens der Versuch gemacht werden, aus dem einzigen neutralen Gebiet, das uns zur Verfügung stand, die spärlichen Vorräte des Schutzgebietes an Lebensmitteln für Mensch und Tier zu ergänzen. Daß es dabei nicht ganz ohne Schwierigkeiten abgehen würde, war vorauszusehen. Es war uns schon bekanntgeworden, daß in Mossamedes und Benguela gehässige deutschfeindliche Kundgebungen stattgefunden hatten, und man anfang, den in Angola ansässigen Deutschen in jeder Weise das Leben schwer zu machen.

Schon im September 1914 trieben sich, wie uns der Dvambokapitän Ipumbo später mitgeteilt hat, portugiesische Askaris auf deutschem Boden herum, die von den Kommandanten der portugiesischen Grenzforts ausgesandt waren, um die Anmarschwege gegen Deutsch-Südwest über Okaukwejo zu erkunden. Anfang September 1914 wurden nachweislich deutsche Reisende im „neutralen“ Angola ohne Angabe von Gründen festgenommen und ohne einen Schein der Berechtigung als Gefangene auf den Forts herumgeschleppt. Es wurde bekannt, daß Portugal durch Heranziehung von Truppen aus der Heimat und aus seinem ostafrikanischen Schutzgebiet Mozambique seine Streitkräfte in Angola um 3000 Mann verstärkte, und ein portugiesisches Blatt sprach unverhüllt die Ansicht und Erwartung aus, daß es der Zweck dieser Maßregel sei, sich mit den Truppen der Südafrikanischen Union in Windhuk die Hand zu reichen!

Trotz der gespannten Stimmung im Lande gelang es dem Vertrauensmann des deutschen Gouverneurs in Mossamedes, die erforderlichen Lebensmittel in Angola aufzutreiben und nach Süden in Marsch zu setzen. Was aus dieser gewaltigen Ochsenfracht eigentlich geworden

ist, die einen Weg von 800 bis 1000 km über Land hätte zurücklegen müssen, haben wir nie erfahren. Ende September 1914 traf ein Angola-Bur namens du Pleßis in Dutjo, dem Sitz unseres nördlichsten Bezirksamtes, ein und brachte schriftliche Mitteilungen über den Stand der Dinge. Dann hörte man wochenlang nichts mehr von unserem Angola-Proviant.

Anfang Oktober wurde deshalb im Auftrage des Gouvernements eine gemischte Patrouille durch das Ovamboland nach der Nordgrenze des Schutzgebietes entsandt, die den Auftrag hatte, sich über die Stimmung unter den Eingeborenenstämmen der Ovambo zu vergewissern, friedliche Fühlung mit den Portugiesen zu suchen und, wenn möglich, Klarheit über den Verbleib unserer Lebensmittel zu erlangen, die inzwischen in der Nähe der Nordgrenze angelangt sein mußten.

Daß der Zweck dieses Unternehmens ein durchaus friedlicher war, geht schon aus der ganzen Zusammensetzung der Patrouille hervor. Sie bestand aus: Bezirksamtsmann Dr. Schulze-Jena, als Bevollmächtigtem des Gouverneurs, dem Farmer (Leutnant a. D.) Röder, dem Farmer Jensen (einem Dänen) als Dolmetscher, dem aktiven Oberleutnant Lösch mit drei Reitern vom Feldvermessungstrupp der Schutztruppe, zwei bis drei Polizeisergeanten und einigen unbewaffneten Eingeborenen. Alles in allem waren es etwa 15 Mann, darunter zehn Weiße, und unter diesen drei Zivilisten. Die Zahl der waffenfähigen Männer noch geringer zu wählen für einen Ritt, der über eine Strecke von etwa 500 km durch fremde Eingeborenenstämme führen mußte, wäre unverantwortlich gewesen. Selbst portugiesischer Beredsamkeit und Entstellungskunst dürfte es

faum gelingen, daraus eine Bedrohung ihres Landes zu konstruieren und den paar Deutschen nachträglich feindselige Absichten anzudichten; trotzdem ist später auch das versucht worden, um den erbärmlichen Meuchelmord von Naulila zu entschuldigen.

Nach einem anstrengenden Ritt von etwa vierzehntägiger Dauer erreichten die Deutschen am 17. Oktober in der Gegend von Grifsondrift den Grenzfluß Kunene, der den westlichen Teil unseres Schutzgebietes von Angola trennt. Sie schlugen in der Nähe des Dvambos Dorfes Dnguangua ihr Lager auf und bekamen zu ihrem Erstaunen alsbald Besuch von portugiesischen Soldaten, die behaupteten, das deutsche Lager läge auf portugiesischem Gebiet. Es entspann sich eine kurze, noch ziemlich harmlose Erörterung über den Verlauf der Grenze, die um so weniger zu einer Einigung führen konnte, als genaue Vermessungsarbeiten hier noch nicht durchgeführt sind und es zuverlässige Karten nicht gibt.

In der Nacht erschienen abermals portugiesische Soldaten, drückten sich in verdächtiger Weise beim deutschen Lager herum und wußten, als unser Posten sie unversehens anrief, keine brauchbare Erklärung für ihre Anwesenheit vorzubringen. Die Deutschen verstärkten nunmehr ihre Wachsamkeit; der Rest der Nacht verlief ohne Störung. Am folgenden Morgen, dem 18., erschien Alfere's Sereno, der Kommandant des nächstgelegenen portugiesischen Grenzforts Naulila mit einer Anzahl berittener Soldaten, begrüßte die Deutschen in liebenswürdigster Weise und lud sie mit der größten Höflichkeit und Dringlichkeit ein, ihn doch zu besuchen und das Fort zu besichtigen. Er wußte alle geäußerten Bedenken zu zerstreuen und erreichte es nach längerem

Verhandeln tatsächlich, daß sich Dr. Schulze, Röder, Lösch und der Dolmetscher Jensen mit ihren eingeborenen Dienern ihm anschlossen. Die Polizeisergeanten und Reiter blieben im Lager; die Herren versprachen, gegen Mittag wieder zurück zu sein.

Der etwa 10 km lange Ritt nach Maulila verlief ohne Zwischenfall. Was sich dann im Fort selbst abgespielt hat, konnte bisher nicht vollständig aufgeklärt werden. Der einzige Mensch, der am 18. Oktober den Mördern lebend entkommen ist, ist einer der eingeborenen Diener, der die Ereignisse folgendermaßen berichtet hat:

Sobald die Herren im Fort angelangt waren, dessen Besatzung damals 16 bis 20 Mann stark gewesen sein soll, wurden sie von Sereno sofort ins Haus gebeten; die Eingeborenen ließ man draußen bei den Pferden, die auf Dr. Schulzes ausdrücklichen Befehl unterm Sattel blieben. Was drinnen besprochen wurde, wissen wir nicht; es waren laute Stimmen zu hören. Oberleutnant Lösch, der der ganzen Aufforderung mit dem größten Widerstreben und letzten Endes nur aus Kameradschaftlichkeit gefolgt war, kam nach einiger Zeit wieder heraus, um sich nach den Pferden umzusehen. Zu seinem Erstaunen waren sie abgesattelt. Nach Aussage der Eingeborenen waren die portugiesischen Soldaten gleich nach dem Eintreffen der Herren herangekommen, hatten die Tiere abgesattelt und den Eingeborenen höhnisch bedeutet, sie möchten sich nur dabei beruhigen — es käme doch keiner von der ganzen Gesellschaft wieder aus dem Fort hinaus.

Lösch befahl, sofort wieder zu satteln, eilte ins Haus zurück, wo sich inzwischen die Unterhaltung noch erregter

gestaltet hatte, und kam gerade zurecht, um zu hören, daß der Portugiese sie alle als seine Gefangenen erklärte. Die Deutschen stürmten aus dem Haus, um auf die Pferde zu springen, bei denen auch die Gewehre zurückgeblieben waren; Sereno folgte. Bei den Pferden stand die portugiesische Besatzung angetreten mit Gewehr bei Fuß.

In demselben Augenblick, als die Herren beim Aufsitzen und damit momentan wehrlos waren, gab Sereno ein lautes Kommando und sprang unmittelbar darauf ins Haus zurück. Die Portugiesen feuerten sofort auf die Deutschen, die bei der ersten Salve sämtlich getroffen wurden. Schulze, Lösch und Röder hatten tödliche Brustschüsse — Einschuss im Rücken, breiter Ausschuss vorn! — Jensen wurde an der Schulter verwundet. Sterbend feuerten auch die Unserigen noch einmal und streckten einige der Mörder nieder; dann sanken Schulze und Lösch tot vom Sattel. Röder soll noch zwei Tage gelebt haben, Jensen nicht tödlich getroffen gewesen sein.

Die schwarzen Diener sprangen für ihre Herren in die Bresche und schossen mit den Schrotflinten, die ihnen zum Tragen anvertraut waren, in die Mörderbande hinein; auch sie haben ihre Treue mit dem Leben bezahlt. Ein einziger blieb durch Zufall verschont; er wurde von den portugiesischen Kulturpionieren seiner Habseligkeiten beraubt, in unmenschlicher Weise mißhandelt und eingesperrt. Merkwürdigerweise gelang es ihm trotz alledem, in der folgenden Nacht zu entkommen und wieder zu dem Rest der deutschen Patrouille zu stoßen, der er von den Ereignissen im Fort Mitteilung machte.

Im Lager hatten inzwischen die zurückgebliebenen Polizeisergeanten und Reiter mit banger Sorge ge-

wartet und schickten endlich, als es immer später wurde, ohne daß die Herren zurückkehrten oder eine Nachricht von ihnen eintraf, den Gefreiten Kimmel zum Fort, um Erkundigungen einzuziehen. Auch dieser kam nicht wieder. Statt dessen erschien nach einiger Zeit ein Dvambo und überbrachte einen Zettel, auf dem der portugiesische Kommandant mittheilte, die Deutschen seien durch ein bedauerliches Versehen seitens seiner Eingeborenen erschossen worden, und er bäte, die übrigen möchten doch nun gleichfalls zum Fort kommen, um sich von dem Stand der Dinge zu überzeugen.

In diese plumpe Falle, mit der sich Sereno vermutlich auch noch den Rest der Belastungszeugen vom Halse schaffen wollte, gingen sie nun allerdings nicht, sondern ritten in nächstlichen Gewaltmärschen zurück, so daß sie schon am 23. Oktober von Dkaufwejo aus melden konnten, was vorgefallen war. — Ein niederträchtiger, in keiner Weise zu rechtfertigender Neutralitätsbruch war begangen worden, ein feiger, erbärmlicher Mord geschehen, dem drei unserer Besten zum Opfer fielen.

Ganz abgesehen von der grenzenlosen Empörung, die uns alle erfaßte, und dem impulsiven Verlangen nach Vergeltung für das schändliche Verbrechen, hatte der ganze Vorfall für das Schutzgebiet eine noch viel weittragendere Bedeutung. Was war von alledem zu halten? Daß die Portugiesen in sklavischer Abhängigkeit von England standen, wußte man; daß sie sich in den ersten beiden Monaten des Krieges bis zur möglichen Grenze und über diese hinaus gegen alles Deutsche unfreundlich und herausfordernd benommen hatten, war sattsam bekannt. Zuverlässige Nachrichten, die eine Klärung der Lage hätten bringen können, fehlten bei der

lückenlosen Abgeschlossenheit des Schutzgebietes von der ganzen Welt vollständig. Nachdem nun zu alledem noch ein wohlüberlegter, zielbewußt vorbereiteter Angriff auf deutsche Reichsangehörige erfolgt und mit einem für uns ebenso schmerzlichen wie empörenden Ergebnis durchgeführt war, konnte es für Deutsch-Südwestafrika nur eine Auffassung geben: Deutschland ist mit Portugal im Krieg, und der Mord von Naulila stellt den Beginn der Feindseligkeiten dar. — Diese Auffassung scheinen auch das Gouvernement und Kommando der Schutztruppe ihren unmittelbar darauf einsetzenden Gegenmaßregeln zugrunde gelegt zu haben. — Der Angriff ist die beste Verteidigung! — Am 24. Oktober wurden die Nachrichten über den Mord von Naulila im Schutzgebiet bekannt, am 25. der Gegenstoß befohlen, am 26. begann das Verladen der Truppen.

Der Marsch.

Das für den Feldzug gegen Angola angelegte Expeditionskorps war folgendermaßen zusammengesetzt:

Die 2. und 6. aktive Kompagnie, die 1. aktive Gebirgsbatterie zu vier Geschützen, eine Halbbatterie über neuer Art zu zwei Geschützen, ein fahrbarer Funkenturm; an Bagage nur das unumgänglich Notwendigste.

Alles in allem bestand somit unsere Streitmacht aus rund 350 Mann mit sechs leichten Geschützen. Mit der Führung war der aus dem Hereroaufstand bekannte Major Franke betraut.

Es war ein weiter Weg, den das kleine Häufchen Schutztruppe zurückzulegen hatte, um mit seinem neuesten Gegner in Fühlung zu kommen. Er betrug rund 1400 km.

Niemand, der Afrika und insbesondere die Verhältnisse in unserem südwestafrikanischen Schutzgebiet nicht aus persönlicher Erfahrung kennt, wird imstande sein, sich von den Schwierigkeiten ein Bild zu machen, die sich unserem Vormarsch auf Naulila entgegenstellten. — Die genannten Truppen standen an der Südgrenze des Landes bei Kalkfontein. Die ersten 900 km bis Otjiwarongo konnten auf der Bahn zurückgelegt werden; sie wurden schnell und ohne Störung überwunden. Von da ab weiter zu Pferd, 500 km nach Norden — dann würden wir ungefähr am Grenzfluß Kunene sein. Was dann kommen, wo und wie wir das portugiesische Fort Naulila finden und was wir an feindlichen Kräften gegen uns haben würden, darüber konnte sich vorerst selbst der Kommandeur der Schutztruppe nur ganz unbestimmte Begriffe bilden.

Das Ovamboland, durch das unser Anmarsch führen mußte, ist vom deutschen Gouvernement stets als Eingeborenenreservat betrachtet und in jeder Hinsicht geschont worden. Ein Überschreiten seiner Grenzen war sogar für die weiße Bevölkerung des Schutzgebietes streng verboten und wurde nur in ganz vereinzelt Fällen bei besonderer Veranlassung gestattet. Die Ovambostämme, die geographisch auf deutschem Gebiet liegen, umfassen eine Bevölkerung von schätzungsweise 200 000 Seelen; ihre Häuptlinge leben in fast vollständiger Unabhängigkeit von der deutschen Regierung und erfreuen sich in ihrem Lande teilweise noch einer despotischen Gewalt. Wie sie sich zu dem Erscheinen des deutschen Expeditionskorps stellen würden, war ungewiß, wengleich mit ziemlicher Sicherheit damit gerechnet werden konnte, daß sie sich ruhig und gefügig

verhalten würden, wenigstens so lange unsere Gefechtskraft vollwertig und die Truppe nicht aus irgendeinem Grunde in Auflösung war.

Brauchbare Karten von diesem Gebiet gibt es nicht. Franke selbst war der einzige unserer Offiziere, der vor Jahren persönlich schon im Ovambolande gewesen und mit den Häuptlingen in Fühlung getreten war. Sein alter Ruhm aus dem Hererokrieg, die Sage von seiner Unverwundbarkeit und das große Ansehen, das er noch heute bei allen Eingeborenen des Schutzgebietes genießt, machten ihn für die bevorstehende Unternehmung zum gegebenen und unerseßlichen Führer. — Die zu Pferde zu überwindende Strecke von Dtiwarongo bis zur Nordgrenze war wegen ihrer wüstenartigen Wasserlosigkeit berüchtigt und schien für den Durchzug einer größeren Anzahl von Menschen und Tieren fast unüberwindliche Schwierigkeiten zu bieten.

Bei der unerwarteten Möglichkeit, mit der das feindliche Verhalten der Portugiesen in Erscheinung trat, und der Gegenstoß angesetzt werden mußte, blieb keine Zeit zu planmäßiger Vorbereitung des Marsches. — Die Nordetappe arbeitete mit äußerster Kraftanspannung und leistete das Menschenmögliche, um das Vorwärtskommen der kleinen Truppe zu erleichtern. 2000 Ochsen gingen im Gespann und zogen das Allernotwendigste an Lebensmitteln, Hafer und Munition durch knietiefen Sand und tagelange Durfstrecken. Hunderte sind verdurstet, und ihre Skelette werden für lange Zeit die Straße erkennen lassen, die wir im Dezember 1914 gezogen sind; ihre von Schakalen und Raßgeiern zernagten Kadaver verpesteten noch auf unserem Rückmarsch die sonnendurchglühte Atmosphäre.

Der Marsch begann. Am 1. November ritten wir von Ditiwarongo ab, kamen in wenigen Tagen über Dutjo 200 km nach Norden bis zur Wasserstelle Umbika (südlich Dkaufwejo) — und saßen fest! Es kamen Meldungen, die jedes weitere Vordringen als vorläufig unmöglich oder doch als ein unverantwortliches Wagnis erscheinen ließen. Es war November, der trockenste Monat im Jahr! Von den bekannten Wasserstellen, auf die sich der ganze Vormarschplan stützte, waren einige vollständig vertrocknet, eine bestand überhaupt nur auf der sogenannten „Karte“, eine war von den verdurstenden Dachsen gestürmt worden und mit Kadavern gefüllt. — Also: „Das Ganze halt!“

Der Anfang war ja recht vielversprechend! Wenn das so weiterging, konnte sich unser auf etwa drei Wochen berechneter Marsch verdammt in die Länge ziehen. Und es ging so weiter! Es mußte auf anderer Grundlage angefangen und mit zäher Geduld erzwungen werden, was sich nicht gutwillig fügte. Die 2. Kompagnie wurde vorausgeschickt, um die Wasserversorgung für das einstweilen zurückbleibende Gros auf irgendeine Weise möglich zu machen, und sie entledigte sich mit Unterstützung der Nordetappe dieser ebenso undankbaren wie mühseligen Aufgabe in ausgezeichnete Weise. Die vorhandenen Wasserlöcher mußten vertieft, andere, nur sagenhaft bekannte aufgesucht, wieder andere vollständig neu erschlossen werden. Selbst die Wünschelrute mußte herhalten und hat, wie so oft, gute Dienste geleistet. Es kam zu langwierigen Verhandlungen mit den hartköpfigen Dvamböhauptlingen, denen man teilweise zu reden mußte wie einem kranken Pferd, bis sie sich bereit erklärten, gegen reichliche Geschenke das auf ihrem

Stammesgebiet liegende Wasser für die deutsche Truppe zur Verfügung zu stellen. Und was für Wasser! Eine trübe, salzig schmeckende, lauwarne Brühe, die in allen Farben schillerte, von bräunlichem Grau bis zu schwärzlichem Grün, haben wir wochenlang hinunterspülen müssen, und man konnte sich nur immer wieder wundern, daß nicht mehr Erkrankungen vorgekommen sind.

Es waren selbstverständlich weitgehende Vorschriften erlassen worden, wie solches Wasser zu behandeln, zu klären, daß es nur in abgekochtem Zustand zu trinken sei, und im allgemeinen wurde auch danach verfahren. Waren die Leute aber wirklich durstig, dann halfen weder Verfügungen, noch würde Androhung von Strafen gefruchtet haben. In der außerordentlich dünnen Luft der südwestafrikanischen Hochebene, bei dem äußerst geringen Feuchtigkeitsgehalt der Luft und der starken Sonnenbestrahlung erreichen die Austrocknung des Körpers und das Bedürfnis zu trinken zuweilen einen Grad, der jede Hemmung überwindet und stärker ist als alle Überlegung. Es kommt zu einem Durstgefühl, das der Europäer nicht kennt, weil es in der gemäßigten Zone nicht vorkommt; das er nicht kennen kann, weil — abgesehen von der geringeren Sonnenwirkung — der höhere Feuchtigkeitsgehalt der Luft eine so weitgehende Austrocknung des Gewebes verhindert, wie sie für gesteigerte Durstgrade Voraussetzung ist.

Die Truppe war inzwischen in Umbika, der letzten ergiebigen Wasserstelle, liegen geblieben — für zwei bis drei Tage, wie es anfangs hieß — und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Es war eine scheußliche Gegend! Eine flache, staubbedeckte Kalkpfanne von einigen hundert Metern Umfang, malerisch umsäumt

von staubbedecktem, vertrocknetem, graugrünem Dorn-
gestrüpp — und in der Mitte ein Wasserloch. Die
Novembersonne strahlte unbarmherzig auf den steinigen
Boden nieder und erhitzte die flimmernde Luft auf eine
lähmende Backofentemperatur. Wir begannen uns aus
Zeltbahnen und Mopanebuschäften Lauben zu bauen,
die einem Schatten und Kühle vortäuschen sollten, aber
ihre Aufgabe recht unvollkommen erfüllten.

Die Tage schlichen dahin, und aus den Tagen
wurden Wochen. Die einzige Abwechslung in diesem
Dasein waren die Windhosen, die jeden Tag pünktlich
um die Mittagszeit, wenn die Hitze ihren Höhepunkt
erreicht hatte, auf der Bildfläche erschienen, eine mächtige
schwarzgraue Staubwolke vom glühenden Boden auf-
hoben und damit in stetigem Wirbel über irgend ein Zelt
wegfegten, dessen Besitzer dann fluchend seine Sieben-
sachen wieder zusammensuchen und seinen davonfliegen-
den Woylachs nachjagen mußte. Hatten wir über diesen
täglich sich erneuernden Scherz genügend gelacht — vor-
ausgesetzt, daß man nicht selbst der Leidtragende bei der
Geschichte war —, so kehrten wir mit unvermindertem
Eifer zu der Beschäftigung zurück, die den ganzen Tag
ausfüllte: das Warten; das Warten auf den Untergang
der Sonne und die Kühle der Nacht, das Warten auf
den Weitermarsch.

Aber es gab noch eine andere Abwechslung, weniger
harmloser Natur, die uns hier zum erstenmal zu schaffen
machte: das waren die Löwen! — In normalen Zeiten
muß man sich in Südwest schon große Mühe geben, um
einem Löwen zu begegnen; die Tiere sind dort ebenso
scheu wie selten, und es gibt wenige Jäger, die sich
rühmen können, einen Löwen in freier Wildbahn gesehen

und erlegt zu haben. Aber jetzt standen die Dinge anders. Das Wild war auf die wenigen Wasserstellen, die in dieser trockensten Zeit des Jahres nicht versiegen, ebenso angewiesen wie die Kaiserliche Schutztruppe; die aber lag wochenlang an demselben Fleck und versperrte den Tieren den Weg.

Des Nachts kamen die Löwen, vom Durst getrieben, um sich zum Wasser zu schleichen und — gerieten in unsere weidenden Pferde. Da gab's natürlich kein Halten mehr! In blindem Entsetzen preschten die geängstigten Tiere nach allen Richtungen auseinander und kamen erst wieder zum Stehen, nachdem sie eine recht unangenehme Anzahl von Kilometern zwischen sich und den Ort des Schreckens gebracht hatten. Die betreffende Kompagnie aber hatte für acht Tage Arbeit, bis sie alle wieder zusammengesucht und eingefangen waren. Unter solchen Umständen war es keine reine Freude, auf Pferdewache zu ziehen.

Hier in Umbika erreichte uns am 10. November eine Nachricht, wie sie schwerer das Schutzgebiet in dieser ernstesten Zeit nicht treffen konnte; sie lautete: „Am 9. November wurde in Kalkfontein-Süd ein Versuchsschießen mit neueingeführten Gewehrgranaten abgehalten. Die dabei zu beachtenden Vorsichtsmaßregeln sowie Absperrungen waren getroffen. Die ersten sechs Probeschüsse verliefen ohne jegliche Beanstandung und zeigten gute Wirkung. Beim siebenten Schuß jedoch explodierte auf eine bisher unaufgeklärte Weise die Granate dicht über der Gewehrmündung. Von der Bedienungsmannschaft war ein Reiter sofort tot, zwei schwer verletzt. Oberstleutnant v. Heydebreck, der etwas abseits stand, erhielt einen Sprengschuß in den Unter-

leib, Generaloberarzt Berg wurde am Oberschenkel verwundet. Eine bei Oberstleutnant v. Heydebreck durch Stabsarzt Dr. Summa am Nachmittag ausgeführte Operation verlief gut, der Verletzte verbrachte eine ruhige Nacht, doch ist sein Zustand immer noch ernst.“

Drei Tage später war Heydebreck tot. — Ein glänzender Führer, von seinen Truppen wie von der Zivilbevölkerung in gleicher Weise verehrt, einer der besten Kenner des Landes, in dem er 22 Jahre seines Lebens in rastloser Arbeit zugebracht, war Oberstleutnant v. Heydebreck ein für unser Schutzgebiet unerseßlicher Mann, dessen tragisches Ende nicht nur menschlich tief erschüttern, sondern auch in diesem ernstesten Augenblick als schwerster Schicksalsschlag für Südwestafrika empfunden werden mußte. Er sah seinem Tode mit klarem Blick und vollem Bewußtsein entgegen. In einem ergreifenden Erlaß, den er bekannt zu geben befohl, „bevor ihn die Erde decke“, ermahnte er das Land und die Schutztruppe zum Durchhalten für Kaiser und Reich bis zum siegreichen Ende. In treuester Pflichterfüllung und Hingabe an sein Werk schloß er am 12. November 1914 die Augen.

Major Franke eilte von Ombika zurück nach Windhof, wo am 15. die feierliche Beisetzung Heydebrecks stattfand, und übernahm als rangältester Stabsoffizier für den weiteren Verlauf des Feldzuges das Kommando der Schutztruppe. — Am 30. November endlich erfolgte nach Frankes Rückkehr der langersehnte Aufbruch von Ombika, und wir schoben das Lager um 15 km weiter nach Norden vor bis Okaufwejo an der Etoschappanne, unserer letzten Stappenstation. — Noch einmal konnte man „schlemmen“ — in Waschwasser und Dörrekartoffeln —, seine kleinen Vor-

räte an Tabak usw. ergänzen und mit den alten liebgewordenen Kameraden einer Abschiedsflasche den Hals brechen. Dann wurde gründlich getränkt, der Wassersack gefüllt und aufgefressen. Ich wurde der 1. Gebirgsbatterie als Truppenarzt zugeteilt. Am 1. Dezember, nachmittags 6 Uhr, ging's los; diesmal wirklich!

Das Marschtempo, in dem geritten wird, ist bei der Schutztruppe altbewährt; es wird stets eingehalten, wenn es das Gelände erlaubt: 10 Minuten Schritt, 10 Minuten Trab, 10 Minuten Schritt uff. Nach jeder Stunde 10 Minuten Halt; Gurte lockern. So macht man bei weitgehender Schonung der Reittiere im Durchschnitt 8 km die Stunde — und so haben wir in einem Jahre Entfernungen bewältigt, die in der Heimat einer mehrfachen Durchquerung des deutschen Vaterlandes gleichkommen würden. — Marschiert wurde der Hitze wegen vorwiegend nachts; bei Tage war es erlaubt zu schlafen, möglichst war es kaum — ebenfalls der Hitze wegen.

Die Strecken, die wir bisher durchritten hatten, zeigten im wesentlichen das eigenartige, in vielen Abstufungen sich stets gleichbleibende Bild der südwestafrikanischen Landschaft: Gelbe Grassteppe, grau-grüner Dornbusch, ein einzelner Baum, ein tiefeingerissenes Rivier (trockenes Flußbett) und am Horizont eine blau-verbäumernde, kahle, zackige Bergkette. Jetzt wurde das Bild langsam ein anderes. Die Berge blieben zurück, das Gras wurde spärlicher; den Dornbusch verdrängte mehr und mehr der hohe, oft baumartig wachsende Mopanebusch, der mit seinen frischgrünen Blättern dem Auge eine wohlthuende Abwechslung bot. Unabsehbar dehnte sich vor dem Blick die Fläche, in der bald kein

Stein, nicht einmal mehr ein Steinchen zu entdecken war; nur Sand, viel Sand. Die Landschaft, die wir durchquerten, bestand eigentlich nur noch aus „Gegend“, und dahinter kam die „Umgegend“. Sobald die überwunden war, kam wieder Gegend! — Wir nahmen den Pferden die Eisen ab, da wir für den ganzen bevorstehenden Marsch von (hin und zurück) insgesamt 600 km mit Sicherheit keinen Stein mehr auf dem Wege zu gewärtigen hatten. Dafür wurde der Sand knietief. Während der einzelne Reiter noch ganz flott voran kam, feuchten die mit Maultieren bespannten Geschütze und Kolonnenwagen schneckenartig hinterher. Und die Wasserstellen waren dünn gesät! — Das Waschen wurde bis auf weiteres bei Strafe verboten.

Der erste Nachtmarsch führte uns von Dkauwejo nach Dkahakana, etwa 55 km. Wenn man sich diesen Platz auf der Karte ansieht, erblickt man einen lieblichen, blaueingezeichneten See, der Strandbetrieb und Segelboote vor dem geistigen Auge hervorzaubert. — Ach, ach!!! — Es war wohl früher einmal ein See — die Geologen behaupten es wenigstens — vor einigen hundert oder tausend Jahren. Aber jetzt ist es eine sogenannte „Pfanne“, und zwar eine Salzpflanze! — Fläche, Sand, Salzkristalle und wieder Sand — soweit das Auge reicht. Dann wahrhaftig! ein Busch — nein, „der“ Busch, und daneben ein Wasserloch.

Als wir im Morgenrauen hier ankamen, war ich ehrlich begeistert: In der doppelten Belichtung des untergehenden Vollmondes und der aufgehenden Sonne lag die Landschaft in ihrer melancholischen Großzügigkeit vor uns und leuchtete in den unwahrscheinlichsten Farben auf. Weit hinter uns zog als ein feiner dunkler

Strich die lange Kolonne der reitenden Schutztruppe durch den brauenden Morgennebel und hob sich von der hellen salzig-sandigen Fläche wie von einer Schneelandschaft ab. Kein Laut unterbrach die feierliche Stille. — Als ich meinem Batterieführer gegenüber, mit dem ich vorausritt, meiner farbentrunknen Begeisterung Luft machte, meinte er trocken: „Warten Sie bis Mittag!“ — So lange brauchte ich nicht einmal zu warten.

Der Mond war verschwunden, der Nebel verflogen, die Sonne stand am wolkenlosen, blaugrauen Himmel und glühte, wie ich es weder vorher noch nachher je wieder erlebte. Was wir hier für eine Lufttemperatur erreicht haben, konnte ich nicht feststellen. Ich hatte nur ein Fieberthermometer bei mir, und das hörte bei lächerlichen 42° C auf; es reichte nicht! — Weit und breit kein Baum, keine Andeutung von Schatten, kein Lusthauch. Wenn doch wenigstens ein ordentlicher Wind käme, der die bleierne Schwüle ein bißchen durcheinander rüttelte! Unvorsichtiger Wunsch! Der Wind kam. Abkühlung brachte er nicht, aber eine undurchsichtige Wolke feinsten Sandes wirbelte er vor sich her und hüllte uns für Stunden darin ein. — Die glühende Luft zitterte auf der heißen Sandfläche, daß es einem vor den Augen flimmerte.

Wie diese Gegend im Grunde genommen eigentlich aussieht, hat wohl noch selten jemand festzustellen Gelegenheit gehabt. Sobald die Sonne heraus ist, hängt der ganze Horizont so voller Luftspiegelungen, daß man nicht mehr weiß, was man glauben soll. Ein blauer See mit buschbestandenen Ufern, ein Tafelberg, eine lange Palisadenwand und andere schöne Dinge erfreuen in buntem Wechsel das Auge und halten einen zum Narren; tatsächlich ist nichts von alledem vorhanden.

Wenn die Leute sich zum Wasserholen entfernten, sahen sie schon auf 200 bis 300 m so verzerrt aus, wie in einem Lackkabinett auf dem Jahrmarkt. — Eine feine Gegend!

Aber auch das nahm ein Ende. Der nächste Marsch ging geradenwegs nordwärts, an der Dkandeka-Pfanne vorbei nach Dnoolongo, wo ein Ruhetag eingeschoben werden sollte. Denn Dnoolongo war bekannt als eine der ergiebigsten Wasserstellen. Vormittags 10 Uhr kamen wir an; die beiden leichtbeweglichen Kompagnien hatten getränkt und getrunken, die schwerbewegliche Artillerie und Kolonne kamen vor ein fast trockenes Wasserloch. Der Ruhetag fiel aus, den Schlaf begann man sich abzugewöhnen; jetzt mußten wir weiter. Wir warteten bis nachmittags, um die größte Hitze vorübergehen zu lassen und den Tieren wenigstens das bißchen Wasser zu verschaffen, das sich im Laufe des Tages in dem Loch ansammelte. Dann ging's weiter. Vor uns lag nach den Anstrengungen der letzten Tage gerade die schlimmste Durststrecke: 80 km ohne Wasser.

Auch das wurde geschafft. — Jede Truppe hat ihre besonderen Redensarten, die irgendwoher stammen, ererbt oder vom Augenblick eingegeben und oft und gern gebraucht werden. Bei uns hieß es damals: „Was befohlen wird, das wird geritten!“ Und es wurde geritten! — Es war eine lange Nacht! Schaurig schön beleuchtete uns ein gewaltiger Grasbrand aus der Ferne die sandige Pad, auf der die keuchenden Maultiere die zwei „schweren“ Geschütze (Ober neuer Art!) vorwärts schleppten. An Trabern war nicht mehr zu denken. Schritt, Schritt! Nach je zwei Stunden 30 Minuten Pause. Dann weiter. Streckenweise war die Luft von

den zu beiden Seiten des Weges verfaulenden Ochsenkadavern verpestet; man rümpfte die Nase und nahm befriedigt Kenntnis davon, daß man die Richtung noch nicht verloren hatte — man konnte hier ruhig „der Nase nach“ reiten. Ab und zu lachte irgendwo gellend ein Schakal auf und schreckte einen aus der sanften Ruhe, in die man von Zeit zu Zeit auf dem Hals seines Pferdes versunken war. — Schritt, Schritt! — Nach 22 (!) Stunden waren wir da; der Platz hieß Tamansu.

Das Bild hatte sich verändert. Gewaltige Termitenhügel und hohe Bäume umsäumten unser breit angelegtes Lager, an dessen Rande sich die so mühselig errungene Wasserstelle befand. Diese war ein sogenanntes Bley, d. h. eine Pfütze aus Grund- und Regenwasser, die weder Zu- noch Abfluß hat. Der Grund des flachen Beckens war nicht zu sehen. Wenn man mit der Hand hineinfasste, brachte man schwarzen, zähen Morast zum Vorschein, auf dem Sumpfgasblasen perkten. Die durstigen Treckochsen — des nachts auch Großwild — liefen im Wasser herum, wühlten das Moor auf und entleerten mit hartnäckiger Bosheit ihre Exkremente in das kostbare Raß. Das Wasser selbst war — schwarz! Einzelne unverbesserliche Optimisten behaupteten hartnäckig, sie hätten hin und wieder auch einen grünlichen Schimmer darin bemerkt — aber über Farben läßt sich ja streiten. Darin bestand jedenfalls volle Einigkeit: Es stank unbeschreiblich! Die Reiter erklärten es mit einer gewissen Berechtigung für ungenießbar. Der Batterieführer wollte mit gutem Beispiel vorangehen, schöpfte sich eine Handvoll, schluckte mit geschlossenen Augen — und reagierte mit sofortigem Erbrechen. D i e s Beispiel hat in der Tat Nachahmung gefunden.

Hier blieben wir fünf Tage. Man merkte, daß wir uns bewohntem Gebiet näherten. Die ersten Dvambo vom Dngandjerastamm lungerten beim Lager herum, bettelten um Tabak oder boten Hühner feil. Auch die Tierwelt hatte sich verändert, nicht gerade zu unserer Freude. Kleine bussardähnliche Raubvögel umkreisten uns scharenweise ohne jede Scheu und trieben die Frechheit so weit, uns die Fleischbrocken aus dem Kochgeschirr zu holen. Die Nächte waren teilweise äußerst ungemütlich; es gab Skorpione und Taranteln in Menge; die Hyänen heulten zum Greifen nahe um das Lager herum und suchten sich die lieblich duftenden Schlachtabfälle anzueignen; die Termiten leisteten Erstaunliches im Zerstörungsdienst. — Dem sumpfigen Wasser entstiegen Schwärme von Moskitos, so daß ich mich genötigt sah, für die Mannschaften zum Schutz gegen Malaria regelmäßige Chininprophylaxe durchzuführen, die bis zu unserer Rückkehr ins Schutzgebiet mit gutem Erfolge fortgesetzt wurde.

Am 10. Dezember wurde der Marsch wieder angetreten und führte uns schon am folgenden Tage in das eigentliche Stammesgebiet der Dngandjera. — Neue, interessante Bilder! — Wellige Grassteppe, von Mopane-wald umsäumt, mächtige Affenbrotbäume, Palmen, weidendes Vieh; dazwischen kleine Dvambodörfer mit ihren typischen Pontocks, eine Missionsstation, die Hauptlingswerst; schlanke schwarze Gestalten, viele erstaunte Gesichter; am Wege als ein kleines Menetekel zur Abwechslung ein Menschenskelett, das wegen irgend eines Aberglaubens nicht verscharrt werden darf. — In bunter Folge ziehen die Bilder an uns vorüber.

Weiter! Wir durchqueren in den folgenden Tagen

das Gebiet der Ukualuizi und Ukualufazi und werden überall freundlich-respektvoll begrüßt. Unsere Geschütze erregen ehrfürchtiges Staunen mit gelinder Angst gepaart, unsere Armee (von 350 Mann!) ist in den etwas dämmrigen Dvamboschädeln schon in die Hunderttausende angewachsen; das Land ist voll der unsinnigsten Gerüchte, die sich mit fabelhafter Schnelligkeit weiterverbreiten und ihren Weg leider wohl auch schon ins feindliche Lager gefunden haben. Die ersten Meldungen über den Gegner laufen ein; die Patrouillen der 2. Kompagnie haben mit den Portugiesen Fühlung bekommen. — Bald sind wir am Ziel!

Naulila.

Was wir bei unserem Abmarsch von Südwest über das portugiesische Fort Naulila wußten und gehört hatten, war nicht eben viel. Es sollte in der Landschaft Chinga liegen, nahe am Grenzfluß Kunene, etwas nordöstlich von Eriksonsdrift; es sollte im Oktober 1914 nur 16 bis 20 Mann Besatzung gehabt haben und eine alte rostige Kanone besitzen; es mußte von unserem jetzigen Standort in etwa zwei Tagemärschen zu erreichen sein — das war so ziemlich alles. Was würden wir vorfinden?

Man darf sich unter einem afrikanischen und oben drein portugiesischen „Fort“ selbstverständlich keine Befestigung nach europäischen Begriffen vorstellen. Diese Forts, deren die Portugiesen an der Südgrenze Angolas etwa zehn bis zwölf errichtet haben, sind im wesentlichen einfache Kasernen aus Backsteinen, die durch Borrats- und Munitionsräume erweitert und günstigstenfalls durch einen Wall und einige Dornbuschverhaue geschützt

sind. Irgendwelche Deckung gegen Artilleriefeuer bieten sie nicht, denn sie sind lediglich als kleine Bollwerke gegen die hier zum Teil noch etwas ungemütlichen Dyambostämme der Uufuanjama, Ombarantu und Ombandja gedacht und mehr auf moralische Wirkung berechnet. Auch Naulila war ein solches und stellte uns demgemäß, wenn es nicht inzwischen wesentlich verstärkt worden war, vor keine unlösbare Aufgabe.

Die Patrouillenmeldungen, die inzwischen zahlreicher einliefen, entwickelten nun allerdings ein wesentlich anderes Bild von der am Kunene zu erwartenden Lage, als bisher nach allen Voraussetzungen anzunehmen war. — Die ganze nähere Umgebung des Forts wimmelte von portugiesischen Patrouillen, die Flussufer waren in weitem Umkreis vom Gegner stark besetzt. Die Angabe über 16 Mann Besatzung schien also doch nicht mehr ganz zuzutreffen. — Es folgte ein wüster, anstrengender Nachtmarsch durch unwegsame Gegend. Alle paar Minuten fiel ein Geschütz oder ein Munitionswagen um, der in der Dunkelheit über einen Baumstumpf gefahren war, mußte mühselig wieder aufgerichtet werden und durch Steigerung des an sich schon scharfen Tempos wieder einholen, was er versäumt hatte. Es durfte selbstverständlich kein Licht gemacht werden und mußte so still wie möglich zugehen. Man hörte nichts wie das Klatschen der Fahrerpeitschen und das Atmen der schwer arbeitenden Menschen und Tiere.

Am 16. Dezember gegen Morgen war der Punkt erreicht, den wir später „Kunenelager“ genannt haben; er lag dicht am Ufer, etwa 25 km südwestlich von Naulila. — Vor uns strömte als breites blaues Band zwischen seinen schilfbestandenen Ufern deutlich erkenn-

bar, der prachtvolle Kunenefluß, durch sieben schwere Wochen das Ziel unserer Sehnsucht und unserer Anstrengungen — und war vom Gegner besetzt! — Wir machten uns darauf gefaßt, uns schon an diesem Morgen das Wasser erkämpfen zu müssen, hatten aber das Glück, etwa 1500 m diesseits des Ufers ein Wasserloch zu finden, das wohl durch Druckwasser vom Kunene her gefüllt und dessen ziemlich klarer Inhalt ausreichend war für uns und die durstigen Tiere.

Dieser Augenblick war der kritischste der ganzen Expedition. Der Gegner war nach allem, was die Offizierspatrouillen in den letzten Tagen erkundet hatten, ziemlich stark, anscheinend sogar wesentlich stärker als die kleine deutsche Truppe, und vor allem, er sperrte uns vom Wasser ab, konnte uns wenigstens absperren. Am jenseitigen Ufer, keine 3000 m von unserem Lager entfernt, lag als einzige Erhebung auf 50 km im Umkreis eine kleine Anhöhe, der sogenannte Kampiliberg, der strategisch die ganze Gegend vollständig beherrscht. Diesen hatten die Portugiesen besetzt und sich dort, wie sich später herausstellte, sogar mit Artillerie eingebaut. Es kam nun alles darauf an, ob sie uns an unser Wasserloch, das vollständig ungedeckt in ihrem Feuerbereich lag, heranlassen würden oder nicht. Wenn nicht, so gab es nur zwei Möglichkeiten: Umkehren und nach Hause reiten — oder sofort angreifen.

Das erste wäre weder nach unserem Geschmack, noch ungefährlich gewesen. Es hätte schon schwer gehalten, mit den erschöpften Tieren wieder zu der Wasserstelle zurückzugelangen, die wir tags zuvor verlassen hatten. Zudem wäre es ein mehr als gewagtes Unternehmen gewesen, mit einem auch für die Eingeborenen offen-

sichtlichen Mißerfolge unverrichteter Dinge zurückzukommen; die Dyambostämme, durch deren Gebiet der Rückmarsch etwa acht Tage lang führen mußte, hätten jede Achtung und Angst vor dem kleinen Häufchen Schutztruppe verloren und wären mit größter Wahrscheinlichkeit über uns hergefallen.

Die andere Möglichkeit aber, der sofortige Angriff, erschien fast noch aussichtsloser. Der Versuch, mit den von dem anstrengenden Nachtmarsch abgetriebenen, durstigen Pferden und übermüdeten Menschen den Kunene zu forcieren gegen einen in fester Stellung eingebauten überlegenen Gegner, hätte keine Aussicht auf Erfolg gehabt und uns zudem soviel Munition gekostet, daß der eigentliche Zweck der ganzen Expedition, der Angriff auf Naulila, wohl kaum mehr zur Ausführung gelangen konnte.

Zu unserer Freude und unserem grenzenlosen Erstaunen wurden wir gar nicht vor diese Wahl gestellt, denn die Portugiesen ließen uns unbegreiflicherweise volle 36 Stunden in aller Ruhe gewähren. Unter dem Schutz der feuerbereiten Gebirgsgeschütze begannen wir vorsichtig zu tränken und die Wassersäcke zu füllen. Die Portugiesen saßen drüben, im Scherenfernrohr deutlich erkennbar, beobachteten uns — und schwiegen. Franke nützte die Zeit aus, die uns der Gegner so unverhofft zur Verfügung stellte: Die genaue Lage des Forts wurde erkundet — endlich glückte auch das! —, Artilleriestellungen ausgesucht, eine für Fahrzeuge benutzbare Pfade durch den unwegsamen Busch geschlagen und der Angriff für den Morgen des 18. Dezember angeordnet.

Die Portugiesen schienen diesen vom Fluß her, also aus südwestlicher Richtung, zu erwarten, wie nach der

starken Besetzung der Ufer anzunehmen war. Franke beschloß deshalb, hier nur eine Kompagnie vorgehen zu lassen, die die Aufgabe hatte, den Gegner zu täuschen, zu beschäftigen und ihm womöglich den Rückzug über den Fluß abzuschneiden. Er selbst wollte mit den übrigen Truppen, in weitem Bogen ausholend, von Osten her überraschend angreifen. Am 17. nachmittags brachen wir auf. Prachtvoll war die Stimmung der Leute. Wie stark der Gegner war oder sein könnte, kümmerte sie gar nicht; daß wir ganz glatt den „Kram schmeißen“ würden, war selbstverständlich und bedurfte keiner Erwähnung. Nach dem wochenlangen mühseligen Anmarsch erschien ihnen das bevorstehende Gefecht als eine Belohnung.

Um unser Abrücken einigermaßen zu verschleiern, mußte die 2. Kompagnie noch zurückbleiben und stundenlang ihre Pferde tränken; erst nach Einbruch der Dunkelheit folgte sie. Trotzdem jede Truppenbewegung durch die verwünschten Staubwolken dem Gegner verraten werden mußte, die sich unvermeidlich wie schwere graue Nebelschwaden der reitenden Truppe anhängen und sich weit über diese erheben, scheint die beabsichtigte Täuschung doch bis zu einem gewissen Grade gelungen zu sein. Denn am folgenden Morgen, zu derselben Zeit, als wir das Fort angriffen, eröffnete der Gegner vom Kampilberg her ein kräftiges Artilleriefeuer auf — unser verlassenes Lager!

Auf den 18. Dezember, früh 4,15 Uhr, war der Angriff angesetzt, den die am Fluß vorgehende 2. Kompagnie unter Hauptmann v. Watter eröffnen sollte. Es zeigte sich indessen, daß sie ihre Aufgabe in der ursprünglich geplanten Form nicht lösen konnte. Sie

wurde mehrfach durch die am Ufer verborgenen Abteilungen der Portugiesen in kleinere Gefechte verwickelt und ihr Vormarsch dadurch so stark verzögert, daß sie beim Fort erst eintraf, als dieses von Franke schon genommen war. Aber sie hat zweifellos so starke feindliche Kräfte gebunden, daß dadurch erst der schnelle Erfolg des von Osten angesetzten Angriffs möglich wurde.

Nach lautlosem Nachtmarsch war auch die von Franke geführte Angriffsgruppe in die unmittelbare Nähe des Forts gelangt; mit Ungeduld horchten wir in die Nacht hinaus, ob nicht bald vom Kunene her das Getatter des Infanteriefeuers ertönen wollte. Die verabredete Zeit war erreicht, war schon verstrichen; es war 4,30—4,45 Uhr — noch immer blieb alles still; die Spannung hatte ihren Höhepunkt erreicht. Wenige Minuten vor 5 Uhr ertönte fernher ein einzelner, schwach hörbarer Schuß — jetzt wußten wir, was kommen würde: Wir waren bemerkt, verraten von den Schwarzen und den niederträchtigen Staubwolken, die so dicht emporstiegen, daß man Mühe hatte, die Fühlung mit dem Vordermann nicht zu verlieren. Wir wollten überraschend angreifen, aber die Überraschung war zunächst auf unserer Seite.

Unmittelbar nach dem Warnungsschuß prasselte ein hageldichtes Infanteriefeuer von allen vier Seiten in unsere noch in Marschkolonne reitende Truppe hinein und zwang sie zu beschleunigter Entwicklung. — Kurze, klare Befehle durchschnitten die Luft: fast gleichzeitig setzte auch deutscherseits das Infanteriefeuer ein, bellten die Maschinengewehre los — wenig später übertönt von dem starken Laut der Geschütze. — Das Gefecht war im Gange und steigerte sich in wenigen Minuten zu größter

Hefigkeit. — In strahlender Pracht stieg im Osten die Dezembersonne über den Horizont und beleuchtete mit ihren ersten Strahlen das Bild des ungleichen Kampfes.

Das Gelände war für die einheitliche Führung eines Angriffs so ungünstig wie möglich. Dichter graugrüner Dornbusch, dazwischen einzelne Termitenhügel, mächtige Affenbrotbäume, eine kleine sandige Lichtung — dann wieder staubbedeckter Busch, der die Orientierung fast vollständig behinderte. Vom Fort Naulila war noch immer nichts zu sehen; desto mehr aber zu hören. Waren wir noch bis zu diesem Augenblick im unklaren gewesen, wie stark der Gegner einzuschätzen sei, so wurden nunmehr alle Zweifel behoben, daß wir es mit weit überlegenen Streitkräften zu tun hatten. Fast sieben kostbare Wochen hatte der mühselige Anmarsch gekostet, und die Portugiesen hatten sie gründlich ausgenützt. Aus dem nachher im eroberten Fort vorgefundenen Aktenmaterial geht einwandfrei hervor, daß der Gegner in Naulila etwa 1200 bis 1300 Mann mit drei bis vier Erhardt-Geschützen und vier Maschinengewehren zusammengezogen hatte — reichlich genug, um uns einen heißen Empfang zu bereiten.

Einbegriffen in diese Zahl waren zwei Züge Kavallerie (schätzungsweise 80 Mann) und etwa 500 Mann Mozambique-Aksaris, die sich ausgezeichnet geschlagen und uns fühlbare Verluste zugefügt haben. In den dichtbelaubten Kronen der mächtigen Affenbrotbäume saßen sie völlig unsichtbar versteckt und machten Scheibenschießen auf unsere Köpfe. Und sie schossen gut! — Rings um das Fort waren Schützengräben ausgehoben, die Dornbuschhecken verstärkt und selbst ein primitiver

Stachelbrautverhau in Angriff genommen worden. Jede der im Busch verstreut liegenden Eingeborenenhütten war mit Askaris besetzt und mußte durch unsere Artillerie erst systematisch ausgeräuchert werden. Im dichten Laubwerk versteckt, lauerten die schwarzen Halunken, ließen die Unserigen auf zehn bis fünf Schritte herankommen und feuerten aus tödlicher Nähe. Führer auf der gegnerischen Seite war der Kommandeur der portugiesischen Schutztruppe, der vielgefeierte Oberst Rocadas.

Unter diesen Umständen hatte die beim Fort angelegte Angriffsgruppe einen ungemein schweren Stand. Abzüglich der 2. Kompagnie, die vorerst nicht unmittelbar in Erscheinung trat, der Pferdehalter, der Funker usw., brachten wir zu dem hier einsetzenden Kampf noch rund 200 Mann ins Feuer, die somit eine der schwersten Aufgaben zu lösen hatten, denen die südwestafrikanische Schutztruppe je gegenübergestanden hat. Aber es ging — denn es mußte gehen! Bei der Unübersichtlichkeit des Geländes konnte es nicht ausbleiben, daß sich die anfänglich einheitlich angelegte Front bald in einzelne Kampfgruppen teilte, die unter Leitung der Unterführer mehr oder weniger selbständig arbeiten mußten.

Die drei Infanteriezüge der 6. Kompagnie gingen ausgeschwärmt sprungweise vor und arbeiteten sich konzentrisch an den Gegner heran. Am linken Flügel leistete der Maschinengewehrzug in vorzüglichem Zusammenwirken mit den beiden 96er Feldgeschützen gründliche Arbeit gegen die feindlichen Gräben. Der auf dem rechten Flügel vorgehende Zug wurde von dem Kompagnieführer selbst in stürmischem Vordringen binnen knapp einer Stunde bis auf etwa 80 m an den

Gegner herangebracht und hielt unter schweren Verlusten fast ohne jede Deckung stand. Die Gebirgsbatterie schoß ruhig und sicher; mit der ersten Gruppe war die Entfernung erschossen, der fünfte Schuß saß. Einer der nächsten traf das portugiesische Munitionslager, das mit schweren, stundenlang sich fortsetzenden Detonationen in die Luft ging; binnen wenigen Minuten stand das ganze Fort in Flammen.

Infolge der Unübersichtlichkeit des Geländes mußten die Geschütze zunächst auf knapp 1000 m auffahren und diese Entfernung allmählich durch langsames Vorgehen noch weiterhin verringern. Die Infanterie hatte sich inzwischen so dicht an den Gegner herangearbeitet, daß unsere Schrapnellstreuung noch in die eigene Linie hineinreichte und der Führer um Einstellung des Artilleriefeuers bat. Statt dessen gingen die beiden Zugführer im dichtesten feindlichen Feuer kurzerhand mit ihren Geschützen vor und stellten sich unmittelbar hinter unsere erste Linie, die hier schon bedenklich dünn geworden war. So kam das Kuriosum zustande, das wohl auch nur im afrikanischen Buschkrieg möglich werden konnte, daß Artillerie gegen Schützengräben auf eine Entfernung von 120 m! kämpfte.

Ein letzter verzweifelter Versuch der Portugiesen, uns durch Einsatz ihrer Kavallerie die Pferde abzujagen und das Verhängnis aufzuhalten, war inzwischen in unserer Maschinengewehrfeuer erstickt. — Aber auch unsere Verluste waren schwer. Von den Offizieren fielen binnen knapp einer Stunde 60 Prozent mehr oder weniger schwer verwundet aus; Franke selbst erhielt einen Schuß, der steil von oben (aus einer Baumkrone) das Gesicht und die linke Schulter durchschlug. Er hielt

sich für tödlich getroffen, gab die Führung an Hauptmann Trainer ab und befahl zu stürmen.

An Infanterie, die zum Sturm angesetzt werden konnte, befand sich in erreichbarer Entfernung lediglich der Zug Weiß; er bestand in diesem Augenblick noch aus sechs (sprich sechs!) unverwundeten Unteroffizieren und Reitern; der Nest lag blutend im Sande. Ein schneller Entschluß war nötig; lange konnte es so nicht mehr weitergehen, und ein Mißlingen unseres Angriffs wäre gleichbedeutend gewesen mit restloser Vernichtung der ganzen Truppe. Es gab nur eine Wahl: Der Führer ließ die Geschütze stehen, wo sie standen, und setzte deren Bedienungsmannschaft zum Sturm an.

28 Mann! — 22 Kanoniere und 6 Infanteristen — pflanzten das Bajonett auf und — stürmten! Hauptmann Weiß und Leutnant d. N. Wieder an der Spitze, drangen sie durch den noch unversehrten Dornbuschverhau und erreichten im ersten Anlauf das innere Fort, in dem der durch unser Artilleriefeuer demoralisierte Gegner keinen nennenswerten Widerstand mehr leistete. — Ein schwaches Hurra aus ausgehörten Kehlen, einige kerndeutsche Kolbenhiebe — und auf der Spitze des Trümmerhaufens, der sich ehemals Naulila nannte, stieg die schwarz-weiß-rote Flagge empor. — Das Gefecht hatte nur vier Stunden gedauert! — Das war der erste bewaffnete Zusammenstoß zwischen Deutschen und Portugiesen, den die Geschichte kennt, und er endigte mit einem vollständigen Sieg der Deutschen gegen sechsfache Übermacht.

Das Bild der Zerstörung war vollständig. Das Fort lag in Schutt und Asche, die Besatzung der Gräben war tot, der große Nest der portugiesischen Streitmacht unter Führung ihres Nationalhelden Rocadas — aus-

gerissen! Die Verluste des Gegners an Toten betragen etwa 150 Mann; die Zahl der Leichtverwundeten kennen wir nicht. 29 Schwerverwundete, 37 unverletzte Gefangene, einige Duzend Pferde, Geschütze, Maschinengewehre und Munition blieben in unserer Hand. Eine französische Meldung gibt die Gesamtzahl der Verwundeten auf 300 an. Die Verluste an schwarzen Soldaten sind in diesen Zahlen anscheinend nicht mit inbegriffen.

Der abziehende Gegner scheint in kopfloser Flucht den Ort des Schreckens verlassen zu haben und, zum Teil wenigstens, einem elenden Schicksal zum Opfer gefallen zu sein. Der von den Portugiesen jahrelang mit Mühe und brutaler Gewalt niedergehaltene Ovambo-Stamm der Guamatu hielt den Augenblick für gekommen, um über den verhassten Unterdrücker herzufallen. Drei Tage später ließ uns der Häuptling sagen, er hätte die fliehenden Portugiesen totgeschlagen. Schweigend hörten wir die Botschaft an; was wäre unser Schicksal gewesen, wenn wir geschlagen wurden?

Der erkämpfte Erfolg war ein vollständiger; wie vollständig, haben wir erst später erkannt. Bevor Nocas das mit dem Reste seiner Truppen von Denguena-Humbe abzog, wo die Flucht vorübergehend zum Stillstand gekommen war, befahl er die Räumung sämtlicher Forts im Abschnitt Naulila—Guamatu, da er befürchtete, vom Rückzuge abgeschnitten zu werden. Er gab damit ein Gebiet preis, das nahezu der Größe des Königreichs Bayern entspricht. Hinter ihm aber flammte an allen Ecken der Eingeborenenaufstand auf, der ungewöhnliche Ausdehnung und Hefigkeit annahm und zu langdauernden Kämpfen im Süden Angolas geführt hat.

Bezeichnend für die kopflose Panik, die die portugiesischen Truppen nach ihrem Abzug von Naulila ergriffen zu haben scheint, ist der Bericht eines portugiesischen Offiziers über das Gefecht, in dem er sich soweit versteigt, zur Beschönigung der Niederlage die Zahl der deutscherseits eingesetzten Truppen auf das 10-, ja auf das 30fache ihrer tatsächlichen Stärke zu vervielfältigen. Dieser Bericht, der vom 9. Februar 1915 stammt und in der Lissaboner Zeitung „O Mundo“ veröffentlicht worden ist, erscheint um so bemerkenswerter, als er uns über die Vorgänge auf portugiesischer Seite Aufschluß gibt und in mehr als einer Hinsicht bezeichnend ist. Ich entnehme ihn den bei Voll & Picardt, Berlin, erscheinenden Monatsheften, in denen unter dem Titel „Der Heldenkampf unserer Kolonien“ alle bisher erschienenen Mitteilungen des Reichs-Kolonialamtes zusammengestellt sind. Der Bericht lautet:

„Der Kampf bei Naulila fand am 18. Dezember statt, genau zwei Monate nach dem bekannten Vorfall, der den Angriff der Deutschen provozierte. Die Schlacht fing um 5 Uhr morgens an und dauerte vier Stunden und endigte mit der Zersprengung unserer Truppen. Der Befehlshaber Rocadas hatte ungefähr 1000 Mann bei sich. Der Rest der Truppe war in verschiedenen Orten von Cuamato und an den Übergängen des Flusses Kunene zu deren Beschützung verteilt. Wie groß war nun die Anzahl der Deutschen? Keiner weiß dies bestimmt anzugeben! Einige reden von 3000, andere von 9000, und wieder andere bezeugen, daß sie weniger als die Unserigen waren. Gewiß ist jedoch, daß sie alle Europäer (weiße Soldaten) waren, und zwar alle be-

ritten. Selbst die Infanterie war zu Pferde. Es unterliegt auch keinem Zweifel, daß sie besser bewaffnet waren als die Unserigen. Sie besaßen 8 Kanonen und 16 Maschinengewehre, während die Unserigen 3 Geschütze Erhardt und 4 Maschinengewehre hatten.

„Schon vor einiger Zeit war die deutsche Kolonne einige Kilometer südsüdlich vom Kunene erschienen, wo sie sich einlagerte. Der Kommandant Rocadas erwartete daher, daß sich der Kampf oder der Angriff östlich oder südlich abspielen würde. Und in diesen beiden Richtungen nahm er Stellung und ließ Laufgräben auswerfen, in einem Viertelkreise, wobei er den westlichen Teil in der Nähe des Flusses fast vollständig unbefestigt ließ. Jedoch gerade in diese Gegend verlegten die Deutschen den Hauptteil ihrer Mannschaften, besonders ihre Artillerie, indem sie von dort aus zur selben Zeit das Fort und die Truppen, die an der Süd- und Ostfront verteilt waren, bombardierten, wodurch wir uns von hinten angegriffen sahen. Man muß bemerken, daß die Stellungen der Unserigen ungefähr 1 bis $1\frac{1}{2}$ km vom Fort entfernt waren.

„Der Kommandant Rocadas erwartete, am 18. angegriffen zu werden, und wirklich bei Sonnenaufgang wurde der Angriff durch ein plötzliches und fürchterliches Feuer der vereinigten Infanterie und Artillerie ausgeführt. Die Deutschen hatten einen großen Umweg nach Süden gemacht, bis sie Stellungen während der Nacht etwa 200 bis 300 m entfernt von den Laufgräben nahmen, dort ihre Artillerie installierten, wovon keiner der Unserigen etwas merkte. Die Häuser des Forts waren mit Gras bedeckt. Die feindliche Artillerie versuchte sie durch Bomben in Brand zu setzen. Die Baracke, in der die Munition lag, wurde als erste getroffen und

flog in die Luft. Nachdem der Kampf vier Stunden gedauert hatte und unsere Truppen ihre Munition, die sie in der Patronentasche bei sich führten, verschossen hatten, mußte gezwungenerweise der Rückzug angetreten werden, da keine Reserve von Patronen und Granaten mehr existierte.

„Unsere 1. Schwadron führte sich am besten. Fast alle ihre Offiziere und ein großer Teil der Leute blieben im Karree, ohne die Pferde mitzurechnen; von letzteren, 130, wurden 100 getötet. Die Deutschen zielten zuerst immer auf die Pferde.

„Außer uns erlitten die »Landins« aus Mozambique die meisten Verluste. Die Anzahl der Toten und Gefangenen ist nicht bekannt, einige sagen 150, während andere 300 angeben.

„Als die Schlacht zu Ende ging und die Munition fehlte, war die Panik allgemein, und man zog sich in Unordnung und in kleineren Gruppen in der Richtung nach Denguena-Humbe zurück.

„Kocadas machte äußerste Anstrengungen, um die Geschütze zu retten; nur ein durch Granaten zerstörtes Maschinengewehr wurde zurückgelassen. Bevor Kocadas mit dem Reste seiner Truppen nach Denguena abzog, befahl er die Räumung sämtlicher Forts und folglich der ganzen Region von Guamato, da er eine Verfolgung der Deutschen befürchtete, welche ihm den Rückzug hätte abschneiden können. Glücklicher- und unbegreiflicher- weise fand die Verfolgung nicht statt. Alle Offiziere stimmen darin überein, daß, wenn die Deutschen unsere Truppen verfolgt hätten, nicht ein Mann entschlüpft wäre. Sollten daher die Deutschen nur die Absicht gehabt haben, das Fort von Naulila zu zerstören, um die

Zat vom 18. Oktober zu rächen? Oder wollten sie sich erst wieder reorganisieren, ehe sie den Vorstoß zu unternehmen gedenken? In Kürze wird man darüber urteilen können!

„Unsere Truppen kamen ausgehungert und verdurstet am 19. zwischen 11 und 12 Uhr in Humbe an. Die Soldaten hatten die Waffen weggeworfen, um schneller fliehen zu können. Rocadas hatte Befehl erteilt, daß man die gesamte Munition des Forts »Rocadas«, gegenüber von Humbe, an der anderen Seite des Flusses, vor dessen Mündung zerstören solle.

„Um 2 Uhr fand eine fürchterliche Explosion statt, verursacht durch die aufeinanderfolgenden Explosionen von Tausenden von Patronen. Man kann sich daher die Wirkung auf die Soldaten und die Einwohner von Humbe vorstellen!

„Diese waren von nichts unterrichtet, und man vermutete einen Angriff der Deutschen vom Fort »Rocadas« aus. Die Panik war fürchterlich. Alle stürzten in der Richtung nach Nipilenge davon; keiner dachte daran, Lebensmittel mitzunehmen. Rocadas bezeichnete Cahama und nachher Gambos als Sammelpunkt. Er befindet sich heute mit dem Hauptquartier in Chihemba (Gambos). Die Truppen sind in der Umgegend von Tiepepe, einer Kalkgrube, verteilt, wo sich etwas Wasser befindet!

„Ungefähr 500 Marinesoldaten sind nach Gambos abgereist. In Mossamedes sind sieben 3000 Mann eingetroffen. Werden diese Verstärkungen genügen, um die Offensive zu ergreifen? Die Meinungen sind, daß man nichts unternehmen solle! Die Verpflegung allein schon wäre unmöglich. Zwischen Gambos und dem Kunene

findet man nicht einen Grashalm und keinen Tropfen Wasser.

„Fünf oder sechs Tage nach seiner Ankunft in Gamboos entsandte Rocadas eine kleine Abteilung Kavallerie nach Humbe, um dort zu bleiben und zu sehen, was vor sich geht, mit der Weisung, das Land womöglich wieder zu besetzen. Man sagt, daß diese Vorhut in Humbe sei, und daß sich die Deutschen in Naulila befänden; die Lage dieser Leute in Humbe wird daher als gefährlich angesehen. Allein das Fort »Rocadas«, mit allem was darin war, nämlich Lebensmittel und Munition, wurde zerstört. Dieses Fort war unser hauptsächlichstes Vorratshaus! In anderen Ortschaften besaßen wir auch Waffen und Munition, besonders in Humbe; in Guamato befanden sich für etwa 20 Centes »Massange«, die Hüttensteuer der letzten Jahre; alles dieses wurde von unseren Truppen unzerstört zurückgelassen.

„Man hatte keine Zeit, da man schnell fliehen mußte. Rocadas glaubte immer den Rückzug abgeschnitten zu sehen. In Humbe sowohl wie in Guamato befanden sich auch einige Handelshäuser. Auch die Kaufleute flohen unter Zurücklassung ihrer Waren. Viele ließen sogar ihr Geld zurück. In dem Regierungsgebäude von Humbe wurden sämtliche Gelder und Dokumente zurückgelassen. Und alles dieses wurde geplündert und geraubt durch die Wilden, in Guamato durch die Guamatos, in Humbe durch die Muhumbes und in Denguena durch die Denguenas. Sowie unsere Truppen anfangen sich zurückzuziehen, erhoben sich genannte Stämme und gaben sich der Plünderung in einer unglaublichen Weise hin. Alle Wagen wurden ebenfalls geplündert und die Ochsen abgeführt.

„Eine noch ernstere Tatsache war, daß in Guamato die Wilden auf die Unserigen feuerten, welche hauptsächlich aus Schwarzen bestanden, bei dem Übergang vom Fort nach dem Kunene; ungefähr 1500 Guamatos hatten sich mit »Martini«-Gewehren bewaffnet. Und keiner hat sie während des Kampfes bemerkt! Sie haben sich durch die vorgefundenen Waffen und Munition, die in den Forts lagen, für längere Zeit versorgt. Man hat keine Nachrichten von den Posten Ewale, Casu und Casima. Sollten die Guanhamas, die auch nirgends erschienen, sich dieser Punkte bemächtigt haben? In der Mission Zuipilenge waren die beiden Priester die einzigen, welche mutig auf ihrem Platze verblieben, überhaupt die einzigen Weißen in der Umgegend von Humbe, die nicht flohen. Der Pater Martinhe mußte jedoch infolge Befürchtungen nach Gambos gesandt werden. Von der Mission Ewale bleibt man ohne Nachrichten.“

Unsere Aufgabe war gelöst: Der feige Mord von Naulila hatte blutige Vergeltung gefunden, der unser Schutzgebiet von Norden bedrohende Gegner war geschlagen und die Gefahr eines portugiesischen Einfalls fürs erste gründlich beseitigt. — Wir traten den Rückmarsch an.

Gefangene portugiesische Offiziere haben uns später mit der Miene gekränkter Unschuld gefragt, wie wir denn in aller Welt dazu gekommen wären, Angola oder Portugal für den Mord von Naulila verantwortlich und diesen zum Gegenstand ernster Feindseligkeiten zu machen? Wie es denn hätte geschehen können, daß wir sie, die harmlosesten aller Mitteleuropäer, zur Rechenschaft zogen für die „Wahnsinnstat eines einzelnen“, der

übrigens dafür mit 20 Jahren Kerker bestraft worden sei? — Demgegenüber sei nochmals nachdrücklich hervor-
gehoben:

1. Dem Distriktschef von Humbe sind die Vorgänge vom 18. Oktober 1914 noch am gleichen Tage bekannt geworden, an dem sie sich abspielten, und von diesem zweifellos dem Gouvernement von Angola mitgeteilt worden.

2. Der Gouverneur von Angola hatte volle zwei Monate Zeit, sich über die Sachlage zu vergewissern, dem Gouvernement von Deutsch-Südwestafrika sein Bedauern auszusprechen und damit den „Casus belli“ aus der Welt zu schaffen. Es geschah jedoch nichts dergleichen.

3. Statt dessen wurde die Besatzung des Forts Naulila von 16 auf 1200 Mann verstärkt und alle Vorbereitungen getroffen, um einem bewaffneten Einschreiten der deutschen Schutztruppe wirksam begegnen oder einem solchen zuvorkommen zu können.

Nach alledem erscheint es ganz unzweifelhaft, daß in dem portugiesischen Vorgehen planmäßige und beabsichtigte Feindseligkeit zu erblicken war, die früher oder später zu einem offenen Überfall auf unser Schutzgebiet geführt haben würde. Diese Annahme findet weitgehende Bestätigung in dem Verhalten der Portugiesen in der Frage der deutschen Handelsschiffe, die im Jahre 1916 zur Kriegserklärung geführt hat. Daß hinter alledem als Triebfeder England und immer wieder England steht, bedarf eigentlich keiner besonderen Erwähnung, wird aber unter anderem auch durch folgende Tatsachen bekräftigt: Das portugiesische Infanteriegewehr, das wir hier in Naulila kennen gelernt und in zahlreichen Exemplaren erbeutet hatten, fanden wir drei Monate

später nach dem Gefecht von Jakalswater wieder bei — den Buren! Nicht etwa nur dasselbe Modell! Die Waffen entstammten offenbar ein und derselben Lieferung; man hatte es nicht einmal für nötig befunden, die in portugiesischer Sprache eingelassene Gravierung des Gewehrschlosses zu entfernen oder zu ändern. — Das war im März 1915! — Eine englische Zeitung, die mir nach der Kapitulation des Schutzgebietes der englische Ortskommandant von Dutjo unvorsichtigerweise zu lesen gab, sprach von den Portugiesen offen als von den Verbündeten („allies“) Englands — im August 1915!

Ein Verwundetentransport.

Der Kampf war beendet. Die Truppe ging in Stellung, um gegen Überraschungen zu sichern, das Gefechtsfeld wurde aufgeräumt und nach Verwundeten abgesehen, die Toten bestattet. Die 29 meist schwerverwundeten Portugiesen, die uns Rocadas zurückgelassen hatte, bedeuteten für den bevorstehenden Rückmarsch eine außerordentliche Mehrbelastung des Sanitätspersonals und unserer recht dürftigen Vorräte an Verbandmitteln. So waren wir dem gütigen Schicksal aufrichtig dankbar, als wir in den rauchenden Trümmern des Forts einen Ochsenwagen erbeuteten, der mit dem denkbar besten Sanitätsmaterial aller Art beladen und durch einen merkwürdigen Zufall der allgemeinen Zerstörung entgangen war.

Das Sanitätspersonal bestand aus drei Ärzten und einigen Sanitätsunteroffizieren. Unter einem dicken Affenbrotbaum bauten wir uns einen Tisch, nannten

ihn „Hauptverbandplatz“ und begannen um 9 Uhr vormittags unsere Tätigkeit. Nach zwanzigstündiger Arbeit waren wir „einmal durch“ und hatten alles so weit verbunden, daß sich die Verwundeten in einigermaßen transportablem Zustand befanden. Auf den 19. Dezember nachmittags war der Abmarsch befohlen. Wir hatten im ganzen 51 mehr oder weniger schwer Verwundete zu befördern, mit denen bis zur nächsten deutschen Bahnstation, Djiwarongo, ein Weg von rund 500 km zurückgelegt werden mußte. — Wer diesen Marsch mitgemacht hat, wird ihn zeitlebens nicht mehr vergessen — keiner der Verwundeten und keiner der anderen; es war ein Leidensweg, körperlich und seelisch.

Die Truppe rückte am 19. nachmittags 3,30 Uhr ab, der Verwundetentransport setzte sich am Abend des gleichen Tages unter Bedeckung der zurückgebliebenen 2. Kompanie in Bewegung und folgte langsam auf der Spur. Es war ein langer trauriger Zug. Die am schwersten Verwundeten waren auf behelfsmäßigen Krankentragen gebettet, die in Eile angefertigt und von den im Fort gefangenen Dvambos und Askaris getragen wurden. Die übrigen lagen auf erbeuteten Ochsenwagen, deren Bespannung aus gleichfalls erbeuteten Ochsen bestand, und zwar uneingefahrenen Jungochsen, die gar nicht daran dachten, vernünftig im Gespann zu gehen und sich der ungewohnten Beschäftigung des Ziehens mit allen erdenklichen Mitteln zu widersetzen suchten.

Langsam zogen wir südwärts: Voraus ein Zug der 2. Kompanie, hinter diesem die Krankentragen, die Ärzte, das Sanitätspersonal; dann kamen die unverwundeten portugiesischen Gefangenen mit einer Be-

deckung deutscher Reiter; endlich die Ochsenwagen, die drei Kolonnenwagen der vorausgerittenen Truppe und als Abschluß der Rest der Kompagnie. Auf der schmalen sandigen Pab hintereinandergedrängt, hatte diese Kolonne eine Länge von mehreren hundert Metern und bewegte sich in schneckenartigem Marsch durch die einbrechende Nacht.

Die schwarzen Träger stellten sich nicht nur sehr widerwillig, sondern erklärlicherweise auch äußerst unbeholfen an. Beim Anheben und Absetzen der Tragen arbeitete meist jeder an seiner Ecke auf eigene Faust, so daß die Verwundeten dauernd in Gefahr waren, herunterzufallen. Alle 200 bis 300 m machten sie halt, um sich zu erholen oder die Plätze zu wechseln, und erklärten, sie könnten nicht mehr. Auf diese Weise legten wir stündlich etwa $1\frac{1}{2}$ km zurück. — Schweigend, zum Umfallen müde nach den Ereignissen der letzten 48 Stunden, zogen wir durch die immer tiefer werdende Dunkelheit. Als einziger Wegweiser diente die Spur der vorausgerittenen Schutztruppe, der wir bis zur nächsten Wasserstelle folgen mußten; in der flimmernden Pracht des afrikanischen Sternhimmels zeichnete sie sich undeutlich von dem hellen Sande ab.

Gegen 11 Uhr abends wurde haltgemacht. An Weiterkommen war für heute nicht mehr zu denken; die Träger waren schlapp, die Verwundeten erschöpft, die Spur nicht mehr zu erkennen. — Der Morgen brach an und brachte uns Überraschungen peinlichster Art: die schwarzen Träger waren verschwunden, unsere Wasserfässer fast leer! Wir stellten die unverwundeten Portugiesen als Träger an und zogen weiter. Wie lange noch? 24 km sollten es sein bis zur nächsten Wasser-

stelle, etwa sechs hatten wir hinter uns, nach Kilometer 18 wollte uns die Truppe Wasser und Lebensmittel entsgeschicken. Also noch 12 km!? Kleinigkeit!

Es kam anders! Es kam die Sonne, es kam der Durst! Keuchend schleppten die Träger ihre kostbare Last durch den knietiefen Sand, der das Gehen selbst für einen unbepackten Menschen zur Qual machte. Unsere letzten Reste von Wasser wurden ausgegeben, um die Leute leistungsfähig zu erhalten; trotzdem machte einer nach dem anderen schlapp und mußte auf die Ochsenwagen geladen werden. Unsere übermüdeten deutschen Reiter saßen ab und trugen weiter. Nach vierstündigem Marsch konnten wir abermals auf die stolze Leistung von 6 bis 7 km zurückblicken. Es war 9 Uhr vormittags, es war Dezember! Vom wolkenlosen Himmel glühte die Tropensonne unbarmherzig hernieder auf Mensch und Tier — auf erschöpfte, verwundete Menschen, durstige Tiere — und setzte dem Weitermarsch ein gebieterisches Halt entgegen.

Wir fanden einige Bäume, in deren Schatten die Verwundeten notdürftig gelagert werden konnten, und beschloßen, hier zu warten, bis von vorn Hilfe kommen würde. Eine Patrouille ritt ab, um mit der Truppe Verbindung aufzunehmen und über den Stand der Dinge zu berichten. Sie kam nicht zurück. Der Zustand der Verwundeten wurde beunruhigend; einige starben und wurden im Sande verscharrt. Ich verteilte meine letzten Bestände an Krankenproviant: einige Flaschen Rotwein, einige Büchsen Milch. Das gab für jeden der Verwundeten ein paar Teelöffel voll — die Gesunden bekamen nichts. Die deutschen Reiter standen still und stumpf dabei, die portugiesischen Gefangenen jammerten wie

kleine Kinder und riefen alle Heiligen an. Die Zeit verstrich, ohne daß sich irgendwo Hilfe zeigte. — In dumpfer Teilnahmslosigkeit lagen wir im Sande und starrten mit brennenden Augen nach Süden, von wo die Erlösung kommen sollte: Das Wasser! Es wurde Nachmittag, und die Hitze erreichte ihren Höhepunkt. Die Portugiesen begannen ihren eigenen Urin zu trinken.

Die Lage wurde unerträglich. Ich bat den Führer, mit den vierzehn am schwersten Verwundeten voranzuziehen zu dürfen, und erhielt seine Zustimmung. — Die Kolonnenwagen wurden abgeladen, so gut es gehen wollte mit Gras und Decken gepolstert, und die Verwundeten vorsichtig darauf gebettet. Es zeigte sich, daß in den schmalen Fahrzeugen nicht mehr als zwei Menschen in liegender Stellung Platz finden konnten; die anderen wurden auf Krankentragen quer über die Wagenränder gelegt und festgebunden. Um 3 Uhr nachmittags ritt ich in vorsichtigem Tempo mit meinem traurigen Zuge los. Wir kamen schneller vorwärts, als ich angenommen hatte. Es ging über eine sandige Fläche, die nur von vereinzelt Bäumen und wenig Busch bestanden war und den leichten Kolonnenwagen keine nennenswerten Schwierigkeiten bot; außerdem waren die Fahrzeuge nur mit den ausdauernden Maultieren bespannt, die von allen Beteiligten noch verhältnismäßig am besten in Form waren.

Nach zweistündigem Ritt sahen wir eine Staubwolke aufstauen, aus der sich zu meiner Freude die langersehnte Hilfskolonne entpuppte. Die Wasserfässer wurden gestürzt; es gab Proviant, es gab sogar Tabak; die gedrückte Stimmung hob sich merklich — wenn auch nicht für lange. Dann ging's weiter. Gegen 8 Uhr

abends trafen wir einen Offizier, der die Verbindung mit den Zurückgebliebenen aufnehmen sollte. Er brachte des Rätsels Lösung, weshalb wir so lange unserem Schicksal überlassen worden waren: Die nächste Wasserstelle war von Naukila nicht 24, sondern 56 km entfernt.

Außerdem versicherte er mir, es käme bald dichter Dornbusch, in dem ich mit meinen Kolonnenwagen voraussichtlich steckenbleiben würde; zum mindesten müßten die Tragbahren heruntergenommen werden. Mit dieser tröstlichen Aussicht zogen wir weiter, und ich zerbrach mir den Kopf, was ich mit den Verwundeten anfangen sollte, wenn er recht behielt. — Und er behielt recht! — Nach 2 bis 3 km wurde der Busch so dicht, daß die dornigen Äste den Oberliegenden über das Gesicht schleiften. Also Halt! Zu sehen war sowieso nichts mehr, und die Tiere bedurften dringend einer kurzen Ruhe; es mochte 10 Uhr nachts sein. Während meine Leute bei einem mächtigen Feuer anfangen abzukochen, machte ich „Visite“ bei den Verwundeten. Sie waren in böser Verfassung und begannen das Vertrauen zu verlieren.

Wie wir weiterkommen sollten, war mir noch immer schleierhaft. Da kam die Lösung der Frage mit Getöse und Peitschentknallen herangefahren durch die Nacht. Es war ein Bur namens de Jager, der als Frachtfahrer im Dienst der Truppe stand und ihr durch sein ausgezeichnetes Fahren trotz Sand und Durst vorzügliche Dienste geleistet hat. Er brachte zwei Ochsenwagen mit, der eine mit Wasser beladen, der andere leer, auf dem das von meinen Kolonnenwagen abgeladene Gepäck der Truppe nachgeführt werden sollte. Aber einstweilen waren mir meine Verwundeten wichtiger als die Bagage. Ich be-

schlagnahmte den einen Wagen und begann sie umzuladen; es war bei der herrschenden Dunkelheit eine mühselige Beschäftigung. In diesem denkbar ungünstigsten Augenblick kam eine neue Überraschung: Es fing an zu regnen — nein, es goß, wie es eben nur in Afrika in der Regenzeit gießen kann, so daß binnen wenigen Minuten alles bis auf die Haut durchnäßt war. Unsere dünnen Khakiröcke klebten uns am Leibe, die Verwundeten waren der Nässe schutzlos preisgegeben.

Wir beeilten uns, alles mit Zeltbahnen zuzudecken, konnten aber nicht mehr verhindern, daß die Verbände größtenteils durchweicht wurden; sie begannen sich zu lockern und stanken. — Nach einer Stunde angestrengtester Arbeit waren wir so weit, daß 11 Uhr nachts die Reise weitergehen konnte. Die Maultiere hatten sich durch den Regen und die Kühle der Nacht etwas erholt und legten sich willig ins Zeug. Der Himmel war noch bewölkt und die Dunkelheit so stark, daß vor jedem Fahrzeug ein Eingeborener mit brennender Laterne hergehen mußte, um die Spur nicht zu verlieren, die noch immer der einzige Wegweiser war, der uns durch das fremde Land geleitete.

Es folgten nochmals acht Stunden anstrengenden Marsches durch die lange dunkle Nacht — dann waren wir da; es war hohe Zeit! Mit schweren steifen Gliedern begab ich mich zu dem Zelt meines Batterieführers, um ihm die Ankunft der Verwundeten zu melden. Ich wunderte mich, wie lang und schwer mir die kurze Strecke bis dahin vorkam, und hatte dabei ein eigenartiges Brausen in den Ohren; in den letzten vier Tagen und Nächten hatte ich insgesamt neun Stunden geschlafen! Dann stand ich vor meinem Hauptmann und meldete

— d. h. ich lallte wie ein Betrunkener. — Er drückte mir die Hand und gab mir einen Kognak.

Wir befanden uns wieder im Gebiet der Ukualukazi und blieben hier der Verwundeten wegen 48 Stunden liegen; Arbeit gab es auch jetzt noch in Menge. Die Verbände waren gelockert, durchnäßt, verschmutzt; sie mußten sämtlich erneuert werden. — Aber es kamen doch kleinere Ruhepausen, in denen man einige Stunden schlafen konnte, und man schlief derartig tief und fest, daß man nach zwei Stunden so erfrischt war wie früher nach einer langen traumlosen Nacht. — Am 23. abends zog ich weiter hinter der Truppe her. — Die Verwundeten hatten sich etwas erholt, waren gut verbunden und diesmal alle auf sechs geräumigen Ochsenwagen gelagert, die uns die Nordetappe entgegenschickte.

Nach einem sechzehnständigen Nachtmarsch erreichten wir ohne besondere Schwierigkeit die Missionsstation Ukualuizi, wo wir das drahtlos herbeigerufene Feldlazarett erwarten sollten. — Es war eine finnische Mission. Zwischen mächtigen Affenbrotbäumen lag ein freundliches Wohnhaus mit geräumiger Veranda, daneben eine kleine schmußlose Kirche, ein Schuppen, Vorratsräume und ein sauber gehaltener Gemüsegarten. Der Missionar *Alho* und seine junge Frau waren geborene Finnen, ebenso die Missionschwester *Aini Pakalén*, die sich sofort beim Verbinden beteiligte. Sie alle waren zuvorkommend und hilfsbereit und haben unsere größte Dankbarkeit verdient. Die Kirche wurde zum Krankenhaus, der Schuppen zum Operationsaal, die Veranda zum Verbandplatz; das geräumigste Zimmer des Hauses wurde für die verwundeten deutschen Offiziere zur Verfügung gestellt.

Abends um 6 Uhr begann feierlich die kleine Kirchenglocke zu läuten, und ich lauschte traumverloren hinter den ungewohnten Klängen her, die ich so lange nicht gehört. — Wie lange mochte es sein? — Wäre ich nicht so müde gewesen, so hätte ich jetzt wahrscheinlich angefangen zu denken; aber dazu reichte es nicht mehr ganz. Schlafen, schlafen! — Da stand der Missionar vor mir und sagte in seinem eckigen Deutsch: „Doktor, wollen Sie nicht heute abend das Fest mit uns feiern?“ — Fest? — Ich war gar nicht im Bilde. „Welches Fest? Ich bin sehr müde!“ — „Wissen Sie nicht, daß heute Weihnachtsabend ist?“ — Weihnachtsabend! — Also so etwas gibt's! Es gibt nicht nur Durst und Müdigkeit und Verwundete! — Weihnachten! Wie klingt das eigentlich? Klingt das nicht wie Heimat, deutsche Heimat? Es dämmert mir so etwas von Winternacht und Glockenklang, von Tannenbaum und Lichterglanz; von etwas Schönerem, Feierlichem, worauf man sich sehr gefreut hat — früher! Wie lang ist das eigentlich her? Ein Jahr oder zehn? — „Nun?“ — Ach so, der Missionar. Also steht auch noch da und wartet darauf, daß ich mich aus dem Schwarzwald ins Ovamboland zurückfinde!

Um 7 Uhr ging ich hinüber und trat in das freundliche Eßzimmer. Ein weißgedeckter Tisch, bequeme Stühle, eine Wanduhr mit feinem, tiefem Klang, Leuchter mit vielen Wachskerzen und eine schöne junge Frau in weißem Kleide — einfach märchenhaft! — Ein ausgezeichnetes Abendbrot versetzte mich jedoch zwanglos in die Wirklichkeit zurück. Einen Christbaum gab es leider nicht, nur viele Kerzen im Zimmer. Affenbrotbäume von 30 bis 40 m Umfang eignen sich zu Weihnachtsbäumen

nur sehr unvollkommen, auch Fächerpalmen sind nicht ganz das Richtige; andere Gewächse standen nicht zur Verfügung. Aber auch der warme Lichterglanz der vielarmigen Leuchter verbreitete eine freundlich-feierliche Stimmung, die noch erhöht wurde, als der Missionar nach Tisch nebenan ging und zu meiner Freude in vollendeter Form Harmonium spielte. Hier im Zimmer war's nun wirklich fast wie zu Hause. — Zu Hause! Wieder irrten die Gedanken ab, weit fort nach der Heimat — die im Kampfe lag gegen eine Welt von Feinden! Wie mag's ihnen gehen dort, wie mag es aussehen im deutschen Vaterland? Ob sie an uns denken?

Es kamen leichtere Tage. Das Dringendste war erledigt, dauerhafte Stützverbände angelegt; hier und dort keimten wieder Hoffnung und Lebenslust auf in den müden Blicken der Verwundeten. — Auffallend war es, wie glatt selbst schwere Verletzungen eine Wendung zum Guten nahmen und in erstaunlich kurzer Zeit zur Heilung gelangten. Trotz der bedenklichen Umstände, denen die Verwundeten auf dem Wege bis Ukualuizi fast sechs Tage lang ausgesetzt waren, war kaum einer der Fälle infiziert und die Heilungstendenz eine unerwartet günstige. Gasbrand und Starrkrampf sind während des ganzen Feldzuges in Südwest m. W. überhaupt nicht vorgekommen.

Auch die Portugiesen begannen Vertrauen zu gewinnen zu den Barbaren, von denen sie aus den englischen Blättern nur die wildesten Schauergeschichten vernommen hatten. Nicht ganz einfach war die Verständigung mit ihnen. Lateinische und französische Brocken ergänzten die Zeichensprache und halfen häufig

über die Schwierigkeiten hinweg. Einer der gefangenen Offiziere konnte sich ziemlich geläufig im Dvambodialekt ausdrücken, so daß ich auf den Gedanken kam, mit Hilfe der Missionschwester in der Eingeborenen Sprache eine Verständigung zu erzielen. Und es klappte. So kam das Kuriosum zustande, daß sich Deutsche mit Portugiesen unter Beihilfe eines finnischen Dolmetschers auf Dvambo unterhielten — es war eine ziemlich internationale Sache.

Am 28. Dezember traf das Feldlazarett ein und nahm uns die Sorge um die Verwundeten ab, die sich schweren Herzens von der Truppe verabschiedeten. — Wir mußten weiter. Ernste Nachrichten waren in den letzten Tagen auf drahtlosem Wege aus Windhuk eingetroffen, die unsere schleunige Rückkehr dringend nötig machten: Votha war mit Heeresmacht in Walsfischbai gelandet und begann den Vormarsch auf Swakopmund. — Die Truppe rückte ab und zog denselben Weg zurück, den sie sich vor vier Wochen so mühsam gebahnt hatte. Die Regenzeit hatte mit schweren Gewittern eingesetzt, die die nächtlichen Eilmärsche keineswegs angenehmer machten, als sie es ohnehin waren.

Aber der Humor blieb oben! In der Neujahrsnacht kamen wir an der 6. Kompagnie vorbei, deren Führer die Leute hin und wieder abstützen und eine Strecke gehen ließ, um die Tiere zu schonen. Da rief einer hinüber: „Was macht denn ihr da?“ Und schlagfertig erfolgte die Antwort: „Na siehste das nich? Wir »gehen« ins neue Jahr!“ — Der Rückmarsch verlief schnell und ohne Störung. Am 8. Januar 1915 erreichten wir Dkaufwejo, am 12. Dutsjo und wurden von der Bevölkerung mit Jubel aufgenom-

men und gefeiert — wenigstens die anderen. Ich selbst lag zähneklappernd in unserer Krankenfahre und wurde von einer Malaria geschüttelt, die mich noch monatelang nicht losließ.

Das Feldlazarett blieb noch zehn Tage in Ufualuizi und mußte dann gleichfalls aufbrechen, weil die Gefahr vorlag, daß der ungewöhnlich starke Regen alles überschwemmen und damit den Rückweg abschneiden würde. Nach dreiwöchigem Marsch langte es am 28. Januar in Djiwarongo, am 31. in Windhut an. — Sechs Wochen nach ihrer Verletzung kamen die Verwundeten zum erstenmal ins Krankenhaus.

Der Feldzug gegen Angola war beendet. Sieben Wochen Anmarsch, vier Stunden Gefecht, drei Wochen Rückmarsch — stark afrikanisch! — Stellungskrieg war es jedenfalls nicht!

Zwischenakt.

Während Franke mit seiner Abteilung im Norden weilte, hatte sich für das Schutzgebiet nichts von besonderer Bedeutung ereignet. Der Gegner hielt sich auffallend ruhig. Botha (der Bur!) war damit beschäftigt, den Burenaufstand niederzuwerfen, der sich im Oktober 1914 unter Dewet und Maritz organisiert und allmählich beunruhigende Ausdehnung angenommen hatte. Südwest konnte vorübergehend aufatmen. Unsere Patrouillen blieben dauernd hart am Feind, klärten vor Swakopmund und Lüderitzbucht auf und machten sogar erfolgreiche Streifzüge weit in feindliches Gebiet. Hauptmann Petter ging bei Steinkopf über den Dranje ins britische

Süder, Deutsch-Südwest im Weltkriege.

Namaland vor und zerstörte die Bahn nach Port Nolloth an mehreren Stellen gründlich.

Unsere Stellung im Gebirge bei Aus, die von etwa 1000 Mann unter Major Vauscus besetzt war und Botha den Vormarsch von Lüderitzbucht her verriegelte, wurde allmählich zu einem festen Bollwerk ausgebaut; unser Generalstabsoffizier Hauptmann Weck sagte von ihr, daß sie stark genug sei, um einer selbst zehnfachen Übermacht eine vernichtende Niederlage zu bereiten. Die zehnfache Übermacht war da und lag untätig in Lüderitzbucht, aber sie tat uns nicht den Gefallen, anzugreifen. Ein schwacher Vorstoß auf Garub, der am 16. Dezember von fünf Schwadronen mit vier Maschinengewehren von Rotkuppe aus unternommen wurde, ward blutig abgewiesen. Nach dieser Belehrung beschränkte sich der Gegner darauf, Tschaukai bei km 72 der Bahn Lüderitzbucht—Keetmanshoop stark besetzt zu halten und weiterhin in Untätigkeit zu verharren.

Die Ungewißheit lastete wieder stärker wie je über dem ganzen Land und wurde durch Bruchstücke von Funkprüchen, die wir hin und wieder auffangen konnten, nur noch fühlbarer. Zuweilen wurde das Dunkel, in dem wir nun schon seit Monaten umhertappten, etwas gelichtet durch erbeutete Zeitungen, die wir in Naulila gefunden oder bei Patrouillengefechten den Buren abgenommen hatten. So erfuhren wir, wenn auch in Ententebeleuchtung, von der Versenkung dreier englischer Panzerkreuzer im Kanal durch Weddigen, so erfuhren wir einiges von den Heldentaten der „Emden“ und des ostasiatischen Geschwaders unter Graf von Spee, die Kriegserklärung Japans an Deutschland, die der Türkei an die Entente.

Aber wie es auf den europäischen Kriegsschauplätzen aussah, blieb in völliges Dunkel gehüllt. Unablässig wurde an der Verstärkung des Windhuker Funkenturmes gearbeitet, so daß es zuweilen tatsächlich gelang, einen zusammenhängenden Kriegsbericht unmittelbar aus Nauen aufzunehmen. Das waren wirkliche Feiertage! Solche Funkprüche wurden besonders für uns stillstiert und tagelang gegeben, bis sie allmählich vollständig aufgenommen werden konnten. Sie waren kurz und bündig; z. B. (Ende Januar 1915): „Kriegslage Ost und West gut, 600 000 Gefangene.“ — Aber dann brütete wieder für Wochen und Monate das undurchdringliche Schweigen über dem Schutzgebiet, und die englischen Lügenmeldungen machten unbestritten die Runde.

Alle Lebensmittel begannen bedenklich knapp zu werden und wurden immer vorsichtiger eingeteilt. Zucker und alle Genußmittel fielen aus, auch der Kaffee mußte von März 1915 an vollständig gestrichen werden. Solange es noch Hafer gab, haben wir uns öfters diesen gebrannt und als Kaffee-Ersatz getrunken — übrigens ein ziemlich zweifelhafter Genuß. Die Preise stiegen im gleichen Maße, wie die Vorräte zusammenschmolzen; besonders für Genußmittel wurden Phantasierechte verlangt und bezahlt. Eine Flasche Bier, die schon im Frieden 1,50 bis 2 Mark kostete, war — wenn überhaupt — unter 4 Mark nicht mehr zu bekommen; für eine Flasche sauren Mosel mußte man etwa 15 Mark anlegen, Zigaretten erzielten Liebhaberpreise von 25 bis 50 Pfennig das Stück; dafür war die Qualität erbärmlich. Nach einigen Monaten war auch für schweres Geld nichts mehr zu haben, weil nichts mehr vorhanden war.

Trafen sich Bekannte, so war die Beköstigungsfrage sehr bald Gesprächsstoff; zur Gewohnheit wurde die Redewendung: „Haben Sie »noch« dies oder das?“ Kartoffeln, Marmelade und grünes Gemüse fehlten fast vollständig; bei der Truppe bekamen wir die letzten Kartoffeln (Dörrkartoffeln) im Dezember 1914. Roggen- und Weizenmehl gingen aus und wurden durch Maismehl ersetzt. Fett in Form von Butter oder Schmalz war nicht mehr zu erhalten; im allgemeinen lieferte aber das Schlachtvieh genug, um den Fettbedarf zu decken, der ja auch in einem heißen Klima wesentlich geringer zu sein pflegt als unter den europäischen Temperaturverhältnissen. — Selbstverständlich erstreckte sich der Mangel nicht nur auf Lebens- und Genußmittel, sondern bald auch auf sehr vieles andere, das man früher für unentbehrlich gehalten hatte.

Saßen wir nach einem anstrengenden heißen Tage des Abends zusammen am Lagerfeuer, so kam, ob man wollte oder nicht, immer häufiger die Rede auf die Herrlichkeiten, die man sich später einmal leisten würde, wenn man das wieder könnte — nach dem Kriege! Aber die Begriffe über Schlemmerei hatten sich schon stark geändert: Als der Gipfel der Genüsse erschien uns — darüber herrschte volle Einigkeit — ein „großes Pilsener“! Einzelne Lebenskünstler gingen so weit, von Bratkartoffeln oder Brötchen mit Butter zu phantasieren, wurden aber nicht ernst genommen. Ja, ja! Nach dem Kriege! — Wann würde der Krieg zu Ende sein? Alle paar Wochen wurden über diesen Punkt Reihen von Wetten abgeschlossen und die hitzigsten Wortgefechte geführt. Die Optimisten tippten auf Weihnachten 1914, die

Pessimisten auf März oder April 1915. Einer verstieg sich zu der Ansicht, es könnte bis Mai 1915 dauern und wurde als Flaumacher gefährlichster Sorte beschimpft. Nur die gefangenen englischen Offiziere, mit denen ich im Oktober 1914 einmal über die voraussichtliche Dauer des Krieges sprach, erklärten schon damals ruhig und bestimmt: „Three years!“

Auch in anderer Hinsicht wurde die Lage immer ernster: Es traten Krankheiten auf, die um so bedenklicher stimmen mußten, als nicht alle erforderlichen Arzneimittel zu ihrer Bekämpfung in genügender Menge zur Verfügung standen. In Windhut brach unter den Kindern eine Diphtherieepidemie aus, die zahlreiche Opfer forderte. Der Typhus, der sich dank der Impfung in einer für Südwest auffallend milden Form äußerte, war trotz aller Vorsichtsmaßregeln nicht ganz zu bannen. Die Truppen litten unter außerordentlich heftigen Magendarmkatarrhen, deren Ursache nicht restlos nachzuweisen und vermutlich in einer Infektion zu suchen war, für die die veränderte Beköstigung (z. B. das schwer verdauliche Maisbrot) und das meist schlechte, schmutzige Wasser den Boden vorbereitet hatten.

Der ewige Wassermangel mußte selbstverständlich alle Reinlichkeitsbestrebungen stark beeinträchtigen, auch wo sie vorhanden waren; er brachte es mit sich, daß kleine Verletzungen, wie sie beim Reiten im verstaubten Dornbusch besonders an den Händen ungemein häufig sind, fast stets zu hartnäckiger Eiterung führten, die eine oft wochenlange Behandlung erforderte. — Unter den Pferden gab es, wie alljährlich, zahlreiche Fälle von Sterbe und einzelne von Rogz. Mit den portugiesischen Deutepferden wurden Läuse und Glasflechte ein-

geschleppt, die die Tiere monatelang entstellten und schädigten.

Die von Angola zurückgekehrten Truppenteile waren in mehr als einer Hinsicht dezimiert. Ihre blutigen Verluste beliefen sich auf etwa 15 v. H.; aber das dicke Ende kam nach. Daß die Anforderungen an die körperliche Ausdauer und Leistungsfähigkeit des einzelnen während der ganzen 2½monatigen Dauer des Feldzuges ungewöhnlich hohe gewesen waren, zeigte sich erst nach unserer Rückkehr. Als wir in Dkanjande in Ruhe lagen, meldeten sich binnen 14 Tagen fast 50 v. H. aller Mannschaften krank, von denen annähernd 10 v. H. wegen schwerer Herzstörungen, Malaria, Typhus u. a. m. zeitig oder dauernd der Truppe verloren gingen. Wir wurden scherzweise „die bewaffneten Rekonvaleszenten“ genannt — aber es war eigentlich schon nicht mehr zum Lachen!

Am 24. Dezember kam die große Weihnachtsüberraschung: Botha erschien vor Walffischbai mit 2 Linienschiffen, 2 Hilfskreuzern und 9 Transportschiffen und begann eine für afrikanische Begriffe gewaltige Truppenmacht zu landen, die mit modernstem Kriegsgerät jeder Art ausgerüstet und allmählich auf eine Stärke von etwa 20 000 Mann gebracht wurde. Es war nun nicht mehr zweifelhaft, woher der Hauptstoß des Gegners zu erwarten war: Er zielte am Swakop entlang über Karibib und Okahandja ins Innere des Landes, auf Windhof. Damit fielen alle bisherigen Voraussetzungen. Der Krieg in Südwest trat in ein neues Stadium ein, welches das entscheidende werden sollte. — Botha schlug in Walffischbai sein Hauptquartier auf und traf in aller Ruhe umfassende Vorbereitungen. Der Bahnbau nach Swakop-

mund und von da weiter in die Namib hinein wurde sofort in Angriff genommen und lehnte sich im wesentlichen an den Verlauf der von uns gründlich zerstörten Otavibahn an. Swakopmund wurde am 15. Januar 1915 besetzt. Die Küstenkompagnie unter Hauptmann Scultetus blieb mit dem Gegner dauernd in Fühlung und erschwerte ihm das Vordringen durch Minen und zahlreiche schneidige Patrouillenunternehmungen nach besten Kräften.

Der 27. Januar kam heran; in stiller, ernster Feier wurde Kaisers Geburtstag begangen, und unsere Gedanken waren in der deutschen Heimat.

Anfang Februar lebte die Gefechtsstätigkeit wieder auf. Major Ritter ging mit zwei Kompagnien und einer Batterie am Dranje auf feindliches Gebiet vor, um die Bauspitze der strategischen Bahn Prieska—Uppington anzugreifen, die bedenkliche Fortschritte gemacht hatte. Vielleicht hoffte man auch, durch einen greifbaren Waffenerfolg die immer schneller erlahmende Burenbewegung wieder etwas mehr zu beleben, von der wir noch immer nicht glauben wollten, daß sie zu Ende ginge.

Bei Kafamas kam es zum Zusammenstoß mit stark überlegenen Kräften der „defence force“, in schwerem Gefecht wurde der Ort gestürmt und genommen — aber mit diesem Achtungserfolg war auch alles erreicht, was unter den gegebenen Umständen zu erreichen war. Es drohte, wie stets in diesem Kriege, die Umgehung der kleinen deutschen Streitmacht, der sich Ritter nur durch sofortigen Rückzug entziehen konnte. Nach ernststen blutigen Verlusten und Strapazen, die von Mensch und Tier das Äußerste verlangten, kam die Truppe zurück,

ohne ihren Zweck erreicht zu haben. — Einige Tage später fand die Burenbewegung auch formell ihren Abschluß. Kraftlos, wie sie begonnen, sank sie wieder in sich zusammen. Christian Dewet ergab sich mit dem Rest seiner Leute, Maritz entkam auf deutsches Gebiet.

Über Britisch-Betschuanaland stießen englisch-burische Abteilungen mit Autos und Kamelen von Südoften auf Hasuur vor und wurden bei Rietfontein durch Leutnant Gödeke blutig abgewiesen. — Auch in der Namib begann es sich zu regen. Am 23. Februar wurde die Küstenkompagnie durch einen überraschenden Vorstoß des Gegners aus ihrer Vorpostenstellung bei Felsenegg hinausmarschirt, mußte auf Arandis zurückgehen und später bis auf weiteres nach Stingbank zurückgenommen werden. Der Angriff auf die rund 180 Mann starke deutsche Abteilung war, wie gewöhnlich, mit einer etwa 15fachen Übermacht von verschiedenen Seiten gleichzeitig angelegt worden und konnte trotz kräftigsten Widerstandes selbstverständlich nur mit dem Rückzug der Unserigen enden.

Botha begann vorzugehen. Die Station Rössing wurde stark besetzt, der Bahnbau nachgezogen und die Bauspitze entlang der Otavilinie langsam vorgeschoben; von Eingeborenen geführte Patrouillen fühlten weit vor in die Namib hinein; bei Husab im Swakoptal entstand ein gewaltiges Truppenlager, das uns infolge seiner geschützten Lage hinter den Bergen lange Zeit verborgen blieb. Es war unverkennbar, daß in der aller-nächsten Zeit mit einem ernstern, weitgezielten Vorstoß der britischen Streitkräfte von Swakopmund her zu rechnen sein, und daß er sich auf mehreren, annähernd parallel verlaufenden Anmarschwegen gleichzeitig vor-

bewegen würde: Am Swakoptal in Richtung Djinzingwe—Dkahandja und an der Stavibahn bzw. der alten Staatsbahn entlang über Usafos und Tafalswater auf Karibib.

Inzwischen hatte sich auch im Süden des Landes die Lage zugespitzt. Seit Monaten stand unsere feste Stellung bei Aus unerschüttert, und die Abteilung Dauscus harpte in aufreibendem Wachdienst ungeduldig des Angriffs, der noch immer nicht kommen wollte. Ob es wahr ist, daß die Buren sich geweigert haben, gegen unser Felsenfest anzurennen, oder was sonst die Gründe gewesen sein mögen, die Botha veranlaßten, trotz seiner gewaltigen Überlegenheit an Mannschaften und Artillerie von einem Angriff an dieser Stelle abzusehen, wissen wir nicht. Aber es ist nicht unwahrscheinlich, daß er auch hier seinem begreiflichen Grundsatz gefolgt ist, unter Verzicht auf militärische Lorbeeren und möglichst weitgehender Schonung der Mannschaftebestände sein Ziel so billig wie möglich zu erreichen.

Möglich auch, daß es ihm mit seiner Landung in Lüderitzbucht vorwiegend darum zu tun gewesen ist, die deutschen Diamantfelder frühzeitig in seinen Besitz zu bringen, um die Plünderung derselben so schnell und gründlich wie möglich betreiben zu können. Letzten Endes gab ihm ja die zahlenmäßige Überlegenheit seiner Truppen die Sicherheit, daß sich sein Umgehungs- und Flankierungsverfahren immer wieder bewähren und zum Erfolg führen mußte, so daß er sich ruhig gedulden konnte, bis ihm Aus als reife Frucht von selbst in den Schoß fiel. — Leider sollte er auch diesmal recht behalten. Mit dem Erlöschen des Burenaufstandes und der Fertigstellung der Bahnstrecke Prieska—Upington

war für Botha der Zeitpunkt gekommen, auch vom Süden und Südosten her die Operationen wieder aufzunehmen, die seit dem Gefecht von Sandfontein fast vollständig geruht hatten, und das Kesseltreiben gegen Südwest im großen Stile durchzuführen.

Nach monatelanger sorgfältiger Vorbereitung, die den ganzen Nachschub an Wasser, Lebensmitteln und Munition nunmehr vollständig den Automobilkolonnen übertrug, wurde der Vorstoß in Richtung Kalkfontein und Keetmanshoop angelegt und mit überraschender Geschwindigkeit vorgetragen. — Damit war unmittelbar unsere Stellung bei Aus im Rücken bedroht und mußte kampfslos geräumt werden. Das bedeutete praktisch die Aufgabe des ganzen Südens. — Lebensmittel, Vieh und Vorräte aller Art wurden fortgeschafft, die Bahnstrecken und Wasserstellen zerstört — immer dasselbe traurige Bild. Nur Tretminen blieben zurück. Bei alledem war die größtmögliche Schnelligkeit geboten, zu der die geringe Leistungsfähigkeit der einzigen zur Verfügung stehenden Eisenbahnlinie in keinem Verhältnis stand. — Die von Aus zurückgezogene Abteilung Bauscus — etwa 1000 Mann stark — wurde über Keetmanshoop nach Norden in Marsch gesetzt, um gegen den am Swakop immer stärker werdenden Druck der Bothaschen Hauptmacht Verwendung zu finden. Was sich sonst noch an versprengten deutschen Streitkräften im Süden aufhielt, insgesamt noch etwa 800 Mann, wurde unter dem Befehl des Hauptmanns v. Kleist zusammengezogen, leistete dem nachdrängenden Gegner hartnäckigen Widerstand und verzögerte in langsamem Zurückweichen seinen Vormarsch nach Möglichkeit.

Der Zustand des Schutzgebietes wurde schnell immer

ernster. Wir befanden uns nicht nur durch die äußeren und inneren Verhältnisse an sich, wie sie nun einmal gegeben waren, in einer haltlosen Zwangslage, — wir hatten auch Pech, ganz gewöhnliches ausgewachsenes Pech. Im Süden regnete es zu Beginn des Jahres 1915 so ausgiebig, wie es seit Jahrzehnten nicht mehr beobachtet worden war. Was sonst als ein Segen des Himmels dankbar begrüßt worden wäre, wurde uns jetzt zum Verhängnis: Der plötzlich einsetzende Wasserreichtum erleichterte dem Gegner den Vormarsch in demselben Grade, wie er den Rückzug der von Süden abziehenden Truppen erschwerte. Der Bahndamm Keetmanshoop — Windhuk wurde auf große Strecken unterwühlt und abgeschwemmt, so daß zeitraubende Wiederherstellungsarbeiten nötig wurden. Auf den Farmen wurden zahlreiche Staudämme, die in mühseliger Friedensarbeit mit großem Aufwand an Zeit und Geld erstanden waren, von dem plötzlich mit ungewohnter Stärke andringenden Wasser über Nacht niedgerissen und große Werte vernichtet. — Was der Süden zuviel bekam, erhielt der Norden zu wenig. Im Bezirk Grootfontein, auf den wir für die kommende Maisernte die größten Hoffnungen setzten, blieb der Regenfall ungewöhnlich gering. Die Folge war eine vollständige Missernte, die alle bisherigen Berechnungen über den Haufen warf und uns mit unerbittlicher Klarheit erkennen ließ, wann es mit unseren Nahrungsmitteln zu Ende sein würde.

Unsere Vorräte an Hafer waren von Anfang an recht dürftig; jetzt gingen sie trotz vorsichtigster Einteilung endgültig zur Neige. Die Folgerungen, die sich daraus für die Kriegführung ergaben, waren außerordentlich weitreichend. Was noch an Hafer vorhanden

war, wurde für Patrouillen aufgespart, die schnellbeweglich und von der Weide unabhängig bleiben mußten. Alle übrigen Zug- und Reittiere waren künftighin ausschließlich auf Gras angewiesen und magerten zusehends ab. Sie mußten aufs äußerste geschont werden; es wurde vorwiegend des Nachts und fast ausschließlich Schritt geritten. Aus alledem ergab sich nebenbei eine große Mehrbelastung der Mannschaften, die bei Tag und Nacht jede nicht anderweitig in Anspruch genommene freie Stunde mit den Pferden auf Weidewache ziehen mußten.

Besondere Schwierigkeiten ergaben sich für große Gebiete in der Namib, in denen gerade jetzt der Feldzug eine entscheidende Wendung nahm. Außer dem blaugrünen, giftigen Milchbusch, der mit beneidenswerter Anspruchslosigkeit selbst in der trostlosesten Sandwüste seine Lebensbedingungen findet, wächst kein Halm in dieser gottverlassenen Gegend; die Futtermittel für die Tiere mußten in Form von Preßgras täglich weite Strecken auf der Bahn herangefahren werden. Nur dem Umstand, daß Botha gerade an Hand unserer Bahnstrecken vorging, ist es zu danken, daß wir unsere Namibstellungen überhaupt besetzt halten konnten; sonst wäre eine Verpflegung der Tiere ausgeschlossen und damit kampflose Räumung dieses ganzen Gebietes die notwendige Folge gewesen. — Trotz sorgfältigster Pflege nahm die Leistungsfähigkeit der Pferde von Tag zu Tag ab. Es war ein Jammer, mitanzusehen, wie die schönen Tiere täglich magerer und struppiger wurden, das Haar seinen Glanz verlor und die Rippen mehr und mehr hervortraten. Und dennoch trugen sie uns in geduldiger treuer Pflichterfüllung durch Durst, Sand und Sonnen-

glut, bis ihre Kraft zu Ende war. — Man sollte ihnen ein Denkmal setzen — der Gegenstand wäre würdiger als mancher andere!

Noch bevor die entscheidenden Kämpfe in der Namib einsetzten, wurde das Schutzgebiet abermals von einem unerseßlichen Verlust betroffen. Hauptmann Weß, der einzige Generalstabsoffizier im Kommando der Schutztruppe, stürzte mit dem Pferd, zog sich einen Oberschenkelbruch zu und erlag drei Wochen nach seiner Verletzung einer Lungenembolie.

Der 20. März.

In der Namib ging's los; es deutete alles darauf hin, daß die Entscheidung bevorstand. Nach übereinstimmenden Patrouillenmeldungen hatte sich Mitte März 1915 die Lage so weit geklärt, daß mit einem starken Vorstoß des Gegners längs der alten Staatsbahn und des Swakoptales gleichzeitig gerechnet werden mußte. Als Durchbruchstellen kamen demgemäß für Botha hauptsächlich zwei Punkte in Frage: Auf seinem rechten Flügel das Swakoprivier, bzw. die damit parallel verlaufende Hauptpad Swakopmund—Djimbingwe, vielleicht beide; auf seinem linken Flügel die sogenannte „Pforte“, ein wildes Felsentor im Grenzgebirge der Namib, das hier in beispiellos starrer Trostlosigkeit aus der Sandwüste aufragt und von der Bahnlinie nach Kafalawater durchzogen wird. Beide Punkte waren zweifelsohne in gleicher Weise zur Verteidigung geeignet, wie sie für den Gegner schwer zu überwinden waren. Eine Umgehung erschien diesmal ziemlich ausgeschlossen; sie hätte unter den gegebenen Umständen Gewaltmärsche

erfordert, wie sie selbst Bothas vorzüglichem Pferde-
material nicht ohne weiteres zuzutrauen waren, und kam
somit praktisch kaum in Frage. Erst recht unwahrschein-
lich erschien ein Übersteigen der wilden Gebirgskette zu
beiden Seiten des Swakop. So sahen wir den kommen-
den Ereignissen vertrauensvoll entgegen. — Hätten wir
den Tausenden von Büren, die wenige Tage später
gegen uns angeführt wurden, etwas auch nur annähernd
Gleichwertiges entgegenzustellen gehabt, so wäre jeder
Durchbruchversuch mit Leichtigkeit abzuweisen ge-
wesen. — Aber die Dinge lagen anders! Unsere
Stellung zog sich von der Pforte über Jakalswater und
Modderfontein hinab auf Niet im Swakoptal und
endigte am Südausgang des Gamiebriviers. Sie bil-
dete somit annähernd ein nach Südwesten offenes Huf-
eisen, in dessen Scheitelpunkt die Station Jakalswater
lag. Die Front, die gehalten werden mußte, war rund
30 km, selbst auf der Sehne des Bogens noch 20 km
lang; die für diese Aufgabe zur Verfügung stehenden
Streitkräfte beliefen sich auf — 800 Mann und zwölf
leichte Geschütze, davon sechs 96er alter Art. Es waren
im einzelnen: Bei der Pforte die aktive 6. Kompagnie,
2 Züge der Karibiber Ersatzkompagnie und 2 Geschütze
96er neuer Art; bei Modderfontein in Reserve die
1. Gebirgsbatterie; im Swakoptal das „Küsten-
regiment“, welches sich zusammensetzte aus 2 Kompag-
nien, 1 Batterie 96er alter Art und 1 Feldmaschinen-
gewehrzug. Den Oberbefehl über die ganze Gruppe
führte Major Behle, der mit seinem Stab in der
Station Jakalswater Quartier genommen hatte.

Es war eine wilde, schöne Landschaft, in der sich
nun bald das Geschick des Schutzgebietes entscheiden

sollte — die Namib. Aus der flimmernden toten Sandwüste steigen schroffe Gebirgszüge auf, die in ihrer starren Leblosigkeit unwillkürlich an eine Mondlandschaft erinnern; aber wenn vom stahlblauen Nachthimmel das Kreuz des Südens niederstrahlte oder im Osten die Sonne emporstieg in strahlender Pracht, dann flammte das Bild auf in den unwahrscheinlichsten Farben. Es lag Heimwehstimmung in dieser großzügigen, schwermütigen Schönheit, die uns umgab, und wenn wir des Nachts am Lagerfeuer saßen, holte ich meine Mundharmonika hervor, und wir sangen deutsche Soldatenlieder.

Anfang März waren wir nach anstrengendem Nachtmarsch in Moddersfontein angekommen. Der Poesie gab es genug, aber der Prosa noch mehr. Namen wie „Dorstrivier“, „Stingbank“, „Moddersfontein“ sagen genug. Das Wasser war knapp und schmeckte nach „totem Bocky“ (Kleinvieh). Die Tage waren glühend heiß, die Nächte kalt zum Zähneklappern; die Wärmeunterschiede zwischen Tag und Nacht betrugen bis zu 30 und 40° C. Von der Küste wälzten sich schwere Nebel weit ins Land hinein und brachten ungebetene Gäste mit: durchdringende Feuchtigkeit — und Burenpatrouillen! Das war der Auftakt; wir kannten ihn schon.

Der Morgen des 20. März brach an. Müde und zerschlagen von einem wüsten Ritt lag ich in meinem kleinen Zelt und setzte den Anstrengungen meines Vambusen, mich auf die Beine zu bringen, einstweilen noch erfolgreichen Widerstand entgegen. Die ersten faulen Witze flogen von Zeit zu Zeit, wo die Kameraden sich eben gähmend aus den Decken schälten. Zögernd blinzelte die Sonne über den Horizont empor und mühte

sich, Dämmerung und Nebel zu durchdringen, die noch alles mit einförmigem Grau verhüllten. — Da tönte fernher, fast klanglos, ein kurzes tack-tack durch den schweigenden Morgen und wieder, schneller und unregelmäßig: tack-tack, tack, tack-tack, tack — Infanterief Feuer! In demselben Augenblick schrillte der Fernsprecher: „Station Jakalswater von starken feindlichen Kräften überfallen, 1. Batterie sofort zum Entsatz abrücken!“ Gleichzeitig dröhnte auch schon von der Pforte und aus dem Swakoptal Artillerief Feuer herüber, und das Meckern der Maschinengewehre drang leise zu uns herauf.

Der Kampf hatte auf der ganzen Linie begonnen. Jetzt galt's! — Daß gleichzeitig mit den beiden Flankenstellungen auch das weit zurüdliegende Zentrum Jakalswater angegriffen wurde, sagte genug. Im Schutze der Nacht und des dichten Nebels war es Botha gelungen, eine großangelegte Umgehungsbewegung durchzuführen (also doch!), die die ganze deutsche Front schon vor dem ersten Schuß fast vollständig einschloß; die Telegraphendrähte waren durchschnitten, die Bahnstrecke zwischen Jakalswater und Pforte gesprengt. Das ganze Gelände wimmelte von Truppen. Sie gingen frontal vor gegen alle Punkte, an denen wir den Angriff vorausgesehen hatten, sie kletterten über die Berge, sie kamen von Norden und Süden, jede Namibschlucht spuckte Batterien und Schwadronen aus, ihre Menge wuchs mit jeder Stunde. 10 000 bis 12 000 Mann mit vier modernen Feldbatterien sind von Botha für diesen Vorstoß angesetzt worden (gegen die Swakop- und Pfortestellung je 4000 bis 5000, gegen Jakalswater 1200 bis 1500) und haben nach zehnstündigem schweren Gefecht über — 800 Deutsche „gestegt“.

Die Alarmierung hatte in der Batterie eine febrilhafte Tätigkeit ausgelöst. Die vier Gebirgsgeschütze wurden aus der Stellung heruntergeholt, die Tiere in größter Eile gefattelt und eingespannt; die Bagage blieb im Sande liegen, wie sie lag. Unser Infanteriezug, der der Batterie angegliedert war, preschte neun Minuten nach dem Alarm in Richtung Jakalswater voraus, um mit seinen 20 Gewehren den Kampf mit einem Gegner anzunehmen, dessen Stellung wir einstweilen nur ungefähr, dessen Stärke wir überhaupt nicht kannten. — Vier Minuten später jagte auch die Batterie davon und legte die 6 km lange Anmarschstrecke durch tiefen Sand fast ausschließlich im Galopp zurück. — Wenn wir nur nicht zu spät kamen! In Jakalswater lagen keinerlei Truppen, sondern nur der Stab Wehle; einige Offiziere mit ihren Burschen, ein Signalposten, eine Feldpoststation, ein Verpflegungsoffizier, ein Zahlmeister, einige Eisenbahner — das war wohl alles.

Wenn das immer deutlicher herüberklingende Infanteriefeuer vorübergehend nachließ, wurde unwillkürlich unser Tempo gesteigert, bis es von vorn wieder vernehmlich zu knattern anfing. Nach banger 40 Minuten waren wir da. Die unvermeidliche Staubwolke hatte den Anmarsch der Batterie selbstverständlich längst angemeldet, und wir waren deshalb nicht sonderlich erstaunt, von dichtem Infanteriefeuer empfangen zu werden, das Hauptmann v. Münstermann zwang, schon 1500 m südlich Jakalswater das Gefecht anzunehmen. Von Deckung keine Spur! Auf freiem Felde auffahrend, hoben sich die Geschütze mit unerfreulicher Deutlichkeit von dem hellen Namibsand ab und begannen Feuer und Eisen zu spucken. — Unser Infanteriezug lag in

ruhigem Feuergefecht mit zwei burischen Schwadronen, die die Batterie durch Umgehung von hinten zu fassen suchten und sich von unseren 20 Gewehren im Schach halten ließen. In Sakalswater selbst hatten sie jeder, vom ältesten Hauptmann bis zum Kohlentrimmer die Waffe zur Hand genommen und mit insgesammt etwa 35 Gewehren dem an Zahl vielfach überlegenen Gegner fast zwei Stunden lang Halt geboten. Was noch zu tun blieb, war Sache unserer vier kleinen Gebirgsgeschütze.

Nach knapp einstündigem Artilleriefeuer zogen es die Buren vor, ihr kostbares Leben nicht länger aufs Spiel zu setzen; ihre Schießerei klang dünn und dünner und hörte schließlich fast ganz auf. Und dann kam das Merkwürdige: Sie rissen aus! 1500 Mann in gedeckter Stellung rissen aus vor vier Gebirgsgeschützen und 50 Gewehren! Alle Achtung! — Ein schneller Stellungswechsel brachte uns 1000 m weiter nördlich, ließ uns das Gelände frei übersehen und — hell auflachen: In wirrem Durcheinander, mit krummem Rücken, preschten sie schwadronsweise in schärfster Gangart davon, als wäre der böse Geist hinter ihnen her. Der kam nun auch wirklich heulend hinter ihnen dreingefahren, spuckte Schrapnellkugeln dazwischen und saß ihnen im Nacken, bis die Entfernung 5000 m überstieg und unsere Kanonen schweigen mußten. — Der Angriff auf Sakalswater war abgeschlagen, die zwölfwache Übermacht ritt drei Kreuze gen Westen und ließ obendrein 40 unverwundete Gefangene und 50 Pferde in unserer Hand.

Auf unserem linken Flügel im Swakop- und Gaweibetal stand es gut. Unaufhörlich dröhnte das Artilleriefeuer herauf und sagte uns, daß sie dort schwerere

Arbeit hatten als wir bei Sakalswater. Aber sie wichen nicht. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend rannte der Gegner vergeblich gegen unsere Felsenester an und holte sich blutige Köpfe, bis die einbrechende Dunkelheit dem ungleichen Kampfe ein Ende machte.

Aber die Pforte war verloren! 250 Mann mit zwei Geschützen gegen 5000 mit acht Geschützen — das war zuviel! Im frühesten Tagesgrauen sahen sie sie von Westen anrücken und sandten ihnen ihren ersten Morgengruß. Die Schrapnells saßen so bildschön in der geschlossenen Marschkolonne der Buren, daß nach der ersten Gruppe alles auseinandersprikte; die Maschinengewehre ratterten dazwischen, daß es eine helle Freude war; sie sollten nur kommen! — Ja, sie kamen; aber von der anderen Seite! In hellen Haufen jagten sie heran, von rechts, von links, von hinten! Ein sofortiger Stellungswechsel wurde notwendig. Die Infanterie saß auf und preschte davon, die beiden Geschütze versuchten zu folgen. — Verlorene Liebesmüh! Was wollen zehn Maultiere vor einem Feldgeschütz ausrichten, wenn die Namibsonne herniederprallt und der Sand sich knietief um die Felgen legt? Was können Sporen und Peitsche helfen, wenn die Proze bis zur Achse im Sande sitzt und die keuchenden Menschen und Tiere nicht mehr die Kraft haben, sie weiterzubringen? Der Galopp wurde nach 200 m zum Trab, der Trab zum Schritt. Wie auf dem Scheibenstand wurden sie abgeknallt, Mensch und Tier, ohne sich wehren zu können. Der Infanterieführer wurde benachrichtigt, die 6. Kompagnie kehrte zurück und ging bei den kaum noch kampffähigen Geschützen in eine erzwungene Stellung.

Dann begann der Schlußakt: Von 25facher Über-

macht eingeschlossen, von zwei Seiten überhöht, 120 Patronen auf den Mann, die beiden Geschütze erledigt, der Batterieführer gefallen; wie lange wird's dauern, bis das Ende kommt? — Als es Mittag wurde, und das Häufchen Deutsche sich noch immer nicht ergeben wollte, sondern mit seinem ruhigen wohlgezielten Feuer in die Reihen der Buren empfindliche Lücken riß, wurde das Verfahren vereinfacht und gleichzeitig wesentlich ungefährlicher gestaltet: Die feindliche Infanterie wurde zurückgezogen, zwei Batterien in 4000 m Entfernung aufgestellt und ihnen die ehrenvolle Aufgabe übertragen, 250 Menschen totzuschießen, die fast ungedeckt zwischen den Klippen lagen und sich nicht wehren konnten. — Das endlich half! Nachmittags 4 Uhr, als die letzte Patrone verschossen und keine Hilfe mehr zu erwarten war, zerschlugen sie ihre Gewehre an den Steinen, machten die Maschinengewehre unbrauchbar und ergaben sich nach zehnstündigem hoffnungslosen Kampf.

Der 20. März ging zu Ende. Im Zentrum und am linken Flügel war der Angriff blutig zurückgewiesen, der rechte Flügel aber aufgerollt und damit die ganze Stellung unhaltbar geworden; sie mußte aufgegeben werden. — Das war Vothas „Sieg“ bei „pforteberg“, den er der ganzen Welt verkündet hat, der Kampf der 12 000 gegen 800, in dem es ihm gelang, 200 Deutsche gefangen zu nehmen und im Triumph nach Kapstadt abzuführen.

Gefangene Buren haben uns erzählt, daß er von der Wittporthöhe aus das Gefecht persönlich geleitet und zu diesem Schauspiel seine Frau und Tochter mitgebracht habe, denen er am Scherenfernrohr zeigte, wie man ein deutsches Schutzgebiet erobert! So war es also

Botha vorbehalten, die Würdelosigkeit auf die Spitze zu treiben und das Gefechtsfeld, auf dem eine Handvoll Deutscher gegen erdrückende Übermacht im Kampf um Dasein und Heimat verblutete, tatsächlich zum Sportplatz zu erniedrigen — jeder Zoll ein Held! Und das will bei Bothas körperlichen Dimensionen ziemlich viel heißen. — Eine weitgehende Seelenverwandtschaft mit dem sportlichen Lloyd George ist unverkennbar. Hut ab! Wir wollen's ihm nicht vergessen, was er uns getan!

Unterm „Roten Kreuz“.

Die Sonne versank, und mit der Dämmerung kam der Befehl zum Rückmarsch. Bei der Pforte war es totenstill geworden, vom Swakoptale dröhnten schwere Detonationen herauf; dort sprengten und vernichteten sie, was nicht mitgenommen werden konnte. Unsere gesamte Bagage war bei dem plötzlichen Abmarsch von Modderfontein im Sande liegen geblieben und mußte zurückgelassen werden. Mit schwerem Herzen und leichtem Gepäck, das für die kommenden Wochen und Monate nur noch aus dem Inhalt der Packtaschen bestand, rückten wir mit einbrechender Dunkelheit von Tafalswater ab. Zum ersten Male seit Beginn des Krieges hatte der Kampf mit einem Mißerfolg für uns geendigt, der für das Schutzgebiet ernste Folgen haben mußte.

In gedrückter Stimmung ritten wir auf unseren elenden Säulen langsam nordostwärts in die Nacht hinein und konnten den Gedanken nicht mehr los werden: „Das war der Anfang vom Ende!“ — Nachts 2 Uhr kamen wir in Dorstrivier an. Die Gegend war trostlos, der Boden mit Steinbrocken dicht besät; die Verpflegung

fiel aus. Müde und apathisch warf ich mich hin, wo ich stand, und schlief mich kreuzlahm auf den faustgroßen Steinen. — Am nächsten Tag ging's weiter, noch immer zurück in die Berge hinein, bis auf die Linie Kubas—Ubib — Stingsbank, die vorläufig gehalten werden sollte.

Noch am gleichen Abend bekam ich den Befehl, die etwa 60 km lange Strecke nach Sakalswater zurückzukehren, um das Gefechtsfeld nach Verwundeten und Toten abzusuchen. — Die Nacht ging hin mit Vorbereitungen. Das Kommando stellte einen kleinen Zug der alten Staatsbahn bereit, der uns bis zur Station Sakalswater bringen sollte. Wasser, Lebensmittel, Verbandmaterial wurden mit Mühe zusammengepumpt, die Pferde und Packtiere verladen und am 22. März früh mit Sonnenaufgang die Reise angetreten. In meiner Begleitung befanden sich: 1 Sanitätssergeant, 1 Zugführer, 2 Maschinisten und 12 Eingeborene als Träger. Der kleine schwarze Zug, der langsam durch die Namib keuchte, hob sich von dem hellen Sande auf viele Kilometer weithin sichtbar ab; auf der Maschine flatterte, noch auffallender in dem ganzen Bild, eine große Rotes Kreuz-Flagge. Jeder der Leute trug wie ich selbst am Arm die Genfer Binde. Sämtliche Waffen waren auf ausdrücklichen Befehl zurückgelassen worden — wir fuhren ja im Schutze des Roten Kreuzes! Was will man mehr?

Die Station Sphing war passiert; in langsamer vorsichtiger Fahrt näherten wir uns unserem Ziel und hielten mit den Gläsern fleißig Umschau. Lähmende Stille lag über der Namib, deren Berge noch vor 36 Stunden vom Lärm des Kampfes widergehallt, als

wäre sie nie aus ihrer starren Ruhe erwacht; Sonne, Sand, Fels — weit und breit keine Andeutung vom Gegner. Langsam fuhren wir in die Station Jakalswater ein. Sie lag unverändert, wie wir sie verlassen hatten; tote Pferde, Kleider- und Verbandsecken, da und dort die Leiche eines Eingeborenen und über dem Ganzen ein süßlicher Geruch von Verwesung. Es war unverkennbar, daß seit unserem Abrücken die Gebäude von niemandem betreten worden waren; desto besser! — Es mochte 11 Uhr mittags sein. Da ich dem auffallend tiefen Frieden ringsum nicht recht traute, ging ich mit der Genfer Flagge in der Hand auf eine kleine Anhöhe zu, um mich über den Stand der Dinge zu vergewissern.

Aber so weit kam ich gar nicht. Ich hatte noch keine 20 Schritt die Station verlassen, da pffir mir schon Infanteriefener entgegen und belehrte mich, daß in meiner Rechnung verschiedenes nicht stimmte: Also besetzt war die Gegend doch! Aber daß sie auf das Rote Kreuz schossen, das wollte ich noch nicht glauben; das mußte doch ein Irrtum sein! Ich blieb stehen, hob nochmals meine Flagge hoch und winkte langsam und feierlich hinüber, in der festen Überzeugung, daß sie ihre Wirkung nicht verfehlen würde. Da kam auch schon die Antwort: fffir — fffir — piuhhh — pfeifend klatschten die Geschosse rings um mich her in die Steine und befreiten mich ebenso schnell wie gründlich von meinen Illusionen. Die Lage wurde ungemütlich; an ein Versehen konnte ich nicht mehr glauben, eine Waffe hatte keiner von uns bei sich. In langen Sprüngen suchten wir hinter dem Stationsgebäude Deckung; hier blieb nur eine Möglichkeit, wenn sie noch blieb: Fort! — So schnell wie mög-

lich! — Wir sprangen auf den Zug und suchten mit Bolldampf zu entkommen.

Da setzten auch schon von rückwärts die Geschosse daher, und gleichzeitig hörten wir ein weithin schallendes bang-bang, als schlug Eisen auf Eisen. Jetzt wußten wir Bescheid: Sie hatten das Geleise abgebrochen, wir saßen in der Falle! Die Schießerei ließ noch immer nicht nach und zwang uns abermals, in die Station zurückzufahren, um hinter den Gebäuden Deckung zu suchen. Dann wurde weiter gewartet und mit den Flaggen gewinkt; einmal mußten sie ja zur Vernunft kommen. — Allmählich beruhigten sie sich und brachen das einseitige Gesecht ab. Im Hintergrunde tauchte aus den Büschen ein Reiter auf, der ein schmutziges Taschentuch hochhielt und sich damit als Parlamentär zu erkennen gab. Ich ging ihm langsam entgegen — die Genfer Flagge nahm ich vorsichtshalber abermals mit, wengleich mein Vertrauen zu ihr stark erschüttert war — und wartete der Dinge die da kommen sollten.

Zögernd kam er auf mich zu, in der Linken sein Taschentuch schwenkend, in der Rechten den Revolver und fragte nach dem Zweck unserer Anwesenheit. Es war ein waschechter Bux, anscheinend Unteroffizier. Ich erklärte ihm — nicht eben in den liebenswürdigsten Worten —, ich wäre gekommen, um mich um unsere Toten und Verwundeten zu kümmern, wäre ebenso wie meine Leute unbewaffnet und empört über die niederträchtige Art und Weise, in der sie das Rote-Kreuz-Zeichen mißachteten; im übrigen wünschte ich mit einem Offizier zu verhandeln.

Er ließ mich ruhig fertig schimpfen, sagte: „All

right, wait a minute“ und verschwand wieder im Hintergrund. Ich stand abermals 20 Minuten allein in der Sonnenglut und wiederholte alle englischen Grobheiten, deren ich mich zu entsinnen wußte, um sie dem nächsten aufzutischen, der kommen würde. Dann erschien wieder einer, diesmal zu Fuß und ohne Taschentuch, aber die entsicherte Mauserpistole in der Hand, und kam schnell auf mich zu. Er war Engländer, Major, eine große trainierte Gestalt, elegant vom Scheitel bis zur Sohle. Drei Schritte vor mir blieb er stehen und fragte: „Warum zeigen Sie Ihre Flagge erst jetzt?“

Ich war sprachlos! — Da war allerdings jede weitere Erörterung zwecklos; er drehte den Stiel um, schob mir die Verantwortung zu und erklärte mir auf alle Einwände kurz und bündig: „Ihre Flagge haben wir nicht gesehen! Ich bedaure, daß geschossen worden ist, aber es ist nicht mehr zu ändern.“ Dann fragte er wiederholt, ob wir auch wirklich unbewaffnet, „all medical men“, und in harmloser Absicht gekommen wären, winkte einige bewaffnete Soldaten heran und forderte mich auf, vor ihm her zu gehen auf die Station zu. Er folgte in zehn Schritt Abstand, immer die Pistole in der Hand; hinter ihm seine Leute. — Ich steuerte auf den Zug los, wurde aber von meinem Major bedeutet, ich solle ins Stationsgebäude gehen.

Er folgte noch zögernder und hielt sich scharf auf meiner Spur. Jetzt wurde mir die Geschichte klar: Er fürchtete, auf Tretrminen zu stoßen, und wollte aus meinem Verhalten schließen, ob die Gegend rein sei; deshalb war auch tatsächlich Sakalswater noch nicht besetzt worden. — Dann wurde der Zug auf Waffen durchsucht, abermals einer der Leute zurückgeschickt, um bei

einem „general“, der irgendwo im Hintergrund verborgen sein mußte, „instructions“ zu holen, und ich erhielt endlich die Erlaubnis, das Gefechtsfeld abzusuchen. Ich sollte mit Sonnenuntergang zurück sein.

Es war mittlerweile 2 Uhr geworden, und ich wollte so schnell wie möglich zur „Pforte“ vorgehen, von der sich seit dem Gefecht kein Lebewesen zu uns zurückgefunden hatte außer einem verwundeten Pferd und dem halb verdursteten Hund eines deutschen Offiziers, den ich unterwegs aufgelesen und in den Zug genommen hatte. Wir hatten noch 15 km Marsch vor uns, und Eile tat not; wenn noch einer der Verwundeten lebte und nicht gefunden worden war, war es allerhöchste Zeit; seit dem Gefecht waren nunmehr fast 48 Stunden verflossen. — Wir setzten uns in Bewegung und fuhren in langsamem Tempo westwärts.

Ich hatte gehofft, mit dem Zuge bis dicht an die Pforte herankommen zu können; aber schon nach 3 km hörte das Vergnügen auf: Die Geleise standen gen Himmel, der Bahndamm war durch Sprengungen weit hin aufgerissen. Es mußte alles ausgeladen, gesattelt und das Gepäck den Trägern aufgebrummt werden; der Zug blieb unter Bedeckung eines Maschinisten auf offener Strecke stehen; die anderen Eisenbahner schlossen sich freiwillig an, um bei der Nachsuche behilflich zu sein, die ich mit meinem einzigen Sanitätsfergeanten kaum allein bewältigen konnte. Wir zogen langsam weiter, jeden Augenblick gewärtig, wieder aus dem Hinterhalt angeknallt zu werden, und mit dem tröstlichen Bewußtsein, daß die Genfer Flagge für uns zu einem wertlosen Klappen geworden war. — Wir näherten uns der Pforte

— was würden wir finden? Schon auf 2 km Entfernung strömte uns ein durchbringender Verwesungsgeruch entgegen; dann kam das erste jammervolle Bild.

Ich sah einen schwarzen Klumpen, in dem etwas Bewegung zu sein schien. Beim Näherkommen krampfte sich einem das Herz zusammen: Ein angeschossenes Maultier, halb verblutet und verschmachtet, umgeben von sechs mächtigen Aasgeiern, die auf das noch lebende Tier einhackten. Die widerlichen nackthalsigen Bestien ließen uns bis auf drei Schritt herankommen, ehe sie sich bequemen, mit zwei kleinen Sprüngen beiseite zu hüpfen; dann standen sie schon wieder und blickten gierig nach ihrem Opfer. Dieses Schauspiel wiederholte sich noch mehrmals. — Der Krieg in der Wüste ist grausam wie kein anderer; er bringt Bilder hervor, an die man sich lebenslänglich nur mit Grauen erinnert, ohne sie je vergessen zu können! — Wir liefen mit immer größerer Eile auf die Pforte zu; keiner sprach mehr ein Wort, aber jeder dachte dasselbe: Wenn wir nur nicht **Menschen** in dieser Lage finden!

Wir fanden keine — Gott sei Dank! Wir fanden überhaupt keine Verwundeten mehr und atmeten befreit auf, als wir annehmen konnten, daß alle Überlebenden vom Gegner entdeckt und geborgen seien. Diese Annahme hat sich später auch bestätigt. Was wir fanden, waren ausschließlich Leichen, die so schwere Verletzungen aufwiesen, daß an dem augenblicklich eingetretenen Tode nicht zu zweifeln war. — Wir alle sahen „die Pforte“ zum erstenmal. Wenn es einen Rahmen gibt, in den das Bild des Todes und der Zerstörung hineinpaßt, wie es sich jetzt unseren Blicken darbot, so ist es dieses finstere

leblose Felsentor, das in starrer, nicht zu überbietender Trostlosigkeit wie ein drohendes Menetekel aus der sonnendurchglühnten Sandwüste aufragt.

Wir fanden die deutschen Stellungen und konnten aus den in den Sand eingewühlten Spuren fast jede Phase des verzweifelten Kampfes erkennen. — Zerschossene Munitionswagen, zerschlagene Gewehre, aufgeblähte Pferdekadaver, menschliche Leichen, die bei der herrschenden Hitze schnell in Verwesung übergegangen und bis zur vollständigen Unkenntlichkeit entstellt waren, herumliegende Kleider- und Verbandsegen, Gräber von Freund und Feind bedeckten den zerstampften Boden und die steilen Abhänge der Berge. Jetzt erst erkannte ich, daß sich der Kampf über einen Raum von etwa 5 km Länge hingezogen haben mußte, und daß es mir mit meinen wenigen Leuten nicht möglich sein würde, das Absuchen des Gefechtsfeldes in einem Tage zu bewältigen.

Nach fünf Stunden angestrengtester Arbeit waren wir so weit, daß wenigstens der nördlich der Bahn gelegene Abschnitt abgesucht und die Toten zusammengetragen waren. Aber die Sonne stand auch schon tief am Himmel, und wir mußten uns beeilen, zurückzukommen. Als wir unseren Zug wieder erreichten, kam uns schon von weitem der Maschinist entgegengeläufig und berichtete: In unserer Abwesenheit waren drei Buren gekommen, hatten — angeblich um nach Waffen zu suchen — unser Gepäck durchstöbert, den Sanitätskasten aufgesprengt und sich schließlich wieder entfernt. Als ich mir den Schaden besah, war mein Fernglas, Wehrgehänge, einige andere Dinge, denen ein gewisser Wert anhaftete, und ein großer Teil unseres Proviantes verschwunden.

Aber es sollte noch besser kommen! — Mit Einbruch der Dämmerung fuhren wir wieder in Zakalswater ein — und staunten über den Empfang, der uns zuteil wurde, nicht weniger als über die unliebenswürdige Aufnahme am Vormittag: Auf dem Platz vor dem Stationsgebäude stand der Kommandeur der buriſchen Truppen, der ſich von ſeinen Leuten mit „general“ anreden ließ (es war ein Burenoberſt namens Lemmer), neben ihm der engliſche Stabsoffizier (Major Brink) und der engliſche Arzt. Dieſe Gruppe war umgeben von etwa 200 bis an die Zähne bewaffneten Buren, die mein kleines Häuflein neugierig und drohend anſtarrten. Ich meldete mich bei dem „General“ zurück und bekam zunächſt einen Anpfiſſ verpaßt, weil ich nicht mit, ſondern erſt nach Sonnenuntergang zurückgekommen war. Ich ſuchte ihm begreiflich zu machen, daß es bei der großen Ausdehnung des Gefechtsfeldes unmöglich geweſen ſei, in den paar Stunden die geſtellte Aufgabe zu löſen.

Dann erklärte er mir ſehr beſtimmt: „Now, you have to ſtay here!“ — Ich hatte einſtweilen noch gar nicht die Abſicht, mich zu entfernen, da ich am folgenden Tage nochmals zur Pforte zurück mußte, um die Nachſuche zu vollenden; aber ich fragte zur Vorſicht ſofort: „Was bedeutet das; habe ich mich als Gefangenen zu betrachten?“ — „D nein!“ antwortete er, „prisoner“ ſei ich als „red-crossman“ ſelbſtverſtändlich keineswegs, nur fortlaſſen könnte er uns nicht mehr; es ſei ja überdies recht ſchwierig, auf einem aufgeriſſenen Schienenſtrang wegzufahren! — Aha! „Gefangener“ war ich alſo nicht, nur „Feſtgehaltener“; ein ſehr feiner Unterſchied!

Später kam der englische Arzt noch zu mir, als ich im Kreise meiner drei Getreuen niedergeschlagen im Sande saß, bot mir Keks und Zigaretten an und wollte liebenswertig sein. Er erzählte, er hätte in Berlin studiert; wir unterhielten uns lange, und ich bat ihn nochmals, mir reinen Wein einzuschicken. Aber er wußte auch nichts Erfreuliches. Er meinte, ich für meine Person würde vielleicht wieder fortgelassen, aber der Zug, die Pferde und meine Leute würden auf alle Fälle zurückgehalten. Damit war auch mir die letzte Hoffnung genommen; selbst wenn ich meine Leute hätte verlassen wollen, der Weg zurück zu meinem Truppenteil durch die wasserlose Namib war zu Fuß eine Unmöglichkeit. Niedergeschlagen ergaben wir uns in unser Geschick, streckten uns im Sande aus und philosophierten über den Wert der Genfer Konvention.

Wir lagen noch keine zehn Minuten, als abermals ein Offizier erschien, der mir im Auftrage seines Kommandeurs unterbreitete, ich sollte für mich und meine Leute die ehrenwörtliche Zusicherung abgeben, daß in der Nacht sich niemand entfernte; sonst müßten „entsprechende Vorkehrungen“ getroffen werden. Ich erklärte mich bereit, für mich und meine vier weißen Begleiter die Verantwortung zu übernehmen, nicht aber für die zwölf Schwarzen, die ich an einem Fluchtversuch bei Nacht gar nicht hätte hindern können. Nach längerem Hin und Her gab er sich damit zufrieden, verlangte aber, daß wir noch am gleichen Abend (es war mittlerweile 10 Uhr geworden) einige halb verweste Eingeborene begraben sollten, die in der Nähe der Station herumlagen. Dann endlich konnten wir uns zu kurzer Ruhe im Sande niederlegen, um mit der ersten Morgendämmerung

unsere traurige Arbeit bei der Pforte wieder aufzunehmen. Diesmal bekam ich den Befehl, nachmittags um 3 Uhr zurück zu sein.

Wir arbeiteten in fieberhafter Hast und waren nach weiteren zehn Stunden angestrengtester Tätigkeit endlich so weit, daß ich meinen Auftrag für beendet ansehen konnte. Wenn ich auch als Gefangener nach einem südafrikanischen Kamp verschleppt werden und meinem Kommandeur nicht mehr würde melden können, so wollte ich doch wenigstens das Bewußtsein mit mir nehmen, daß ich meinen Auftrag ausgeführt und sinngemäß zu Ende gebracht hatte. Nun mochte kommen, was sich nicht mehr ändern ließ.

Wir trugen die Toten zusammen. — Am Fuße der schroffen Hügelkette, die die Pforte umschließt, steht ein einsamer baumhoher Mopanebusch. Wie ein schlechter Witz wirkt seine immergrüne leuchtende Baumkrone inmitten der unbeschreiblichen Trostlosigkeit dieser Wüstenlandschaft. — Hier haben wir sie bestattet in einem gemeinsamen tiefen Grab; der glühende, flimmernde Namibsand deckt deutsche Männer, die fern der Heimat auf verlorenem Posten ausgeharrt und den Heldentod gefunden haben; ein immergrüner Baum, eine schwere Steinpyramide am Kopfende des Grabes, ein kleines Kreuz aus weißen Steinen bezeichnen die Stelle, wo sie die letzte Ruhe fanden.

Um 3 Uhr waren wir pünktlich zurück. Wieder der pomphafte Empfang vor dem Stationsgebäude; dann ließ mich der Burenoberst rufen. — Ich mußte, was kommen würde, kommen mußte, und beschloß, einen letzten Versuch zu machen; mehr wie schief gehen konnte es ja nicht! Ich erklärte ihm in ruhiger Form, aber mit

einer nicht mißzuverstehenden Deutlichkeit, daß er sich mit unserer bisherigen Behandlung, vor allem der Beschießung und Plünderung meines Zuges, eines mehrfachen groben Verstoßes gegen die Genfer Konvention schuldig gemacht habe, und daß es einen nicht zu rechtfertigenden Völkerrechtsbruch bedeuten würde, uns zu alledem noch festzuhalten und an der Rückkehr gewaltsam zu hindern.

Ich war von der Aussichtslosigkeit meiner Bemühungen im voraus vollständig überzeugt, und deshalb um so freudiger überrascht, als er mir nach kurzer Überlegung erklärte: „All right, Sie können gehen!“ — Ich war nach der Behandlung am vorhergehenden Tage über diese plötzliche Wendung der Dinge so erstaunt, daß ich die ganze Geschichte für einen Bluff hielt, und erklärte ihm sofort, daß ich keinesfalls meine Leute, Pferde und den Zug im Stich lassen könnte; aber selbst damit erklärte er sich einverstanden. — Ob es mein holperiger Redeschwall gewesen ist, der diese unerwartete Sinnesänderung bei meinem „General“ hervorgebracht, oder ob er an diesem Tage besonders gut gefrühstückt hatte, ist mir nicht klar geworden. Tatsache blieb es: Wir waren frei!

Und jetzt ließ ich mich nicht mehr lange bitten! Mit möglichster Beschleunigung wurden unsere Bagage verpackt, die Pferde verladen und das abgebrochene Gleis notdürftig wiederhergestellt — dann traten wir den Rückweg an. Eine weite Strecke folgte eine berittene Patrouille dem langsam fahrenden Zuge; die Vorposten ließen uns unbehelligt durch. — Am folgenden Abend traf ich in ziemlich abgerissenem Zustand wieder bei meiner Batterie ein; ich war 48 Stunden überfällig

— man hatte mich nicht mehr erwartet! — Gott sei Dank, diesmal war's noch gut abgelaufen, und der bittere Kelch der Gefangenschaft haarscharf an uns vorübergegangen. — Aber dem „Schutze“ der Roten-Kreuz-Flagge habe ich mich seither nicht wieder anvertraut!

Rückmarsch.

Wochenlang lagen wir bei der Farm Ubib im Grenzgebirge der Namib in einer Vorpostenstellung und starteten ins Khanrivier hinab, aus dem der böse Feind aufsteigen sollte; aber der ließ sich merkwürdig lange Zeit. Es war „erhöhte Alarmbereitschaft“ befohlen, und die ist als Dauerzustand ein recht zweifelhafter Genuß. — Von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang durfte weder Licht gemacht noch Feuer angezündet werden, und die Aprilmächte waren schon bitter kalt. Jeden Morgen vor Tag und Tag wurde gepackt, eingepackt und alles zum Abrücken fertig gemacht. Bis zum Sonnenaufgang blieb die Mannschaft vollzählig bei den notdürftig eingedeckten Geschützen; dann wurde wieder abgebaut und der Tag hingebracht wie stets — mit Abwarten und Patrouillenreiten. Und in der folgenden Nacht dasselbe Spiel. — Am 20. April endlich wurden wir in eine Aufnahmestellung auf Usafos zurückgenommen und konnten einige ungetrübte Tage lang in langentbehrten Kulturgewürzen schlemmen. — Dann gab's wieder ernste Arbeit.

Unsere Front, die Botha den Vormarsch auf Karibib bis auf weiteres verriegeln sollte, verlief jetzt in annähernd nord-südlicher Richtung von Spitzkoppje über Ebony und Ubib auf Djimbingwe. Den südlichen

Flügel hatte die Abteilung Vauscus übernommen, die inzwischen ihre Loslösung vom Gegner bei Aus in meisterhafter Weise durchgeführt und sich unserer Hauptstellung vor Karibib angeschlossen hatte. — Der Süden des Landes war aufgegeben und geräumt worden. Gesprengte Gleise, zerstörte Wasserstellen, flüchtende Bevölkerung, brüllendes durstendes Vieh — immer dieselben traurigen Bilder.

Mit Mühe war es eben noch rechtzeitig gelungen, alles brauchbare Material fortzuschaffen und die Farmerfamilien mit ihrer Habe nach Norden in Marsch zu setzen, soweit sie es nicht vorzogen, auf ihrer Scholle auszuharren. Einzelne Nachzügler wurden jetzt schon von dem plötzlich mit überraschender Schnelligkeit von Süden, Südosten und Osten vorgehenden Gegner überholt und abgefangen. — Was wir diesem an Streitkräften hier noch entgegenzustellen hatten, war so dürftig, daß es kaum dazu ausreichte, seinen Vormarsch ernstlich zu verzögern. Unsere unter Hauptmann v. Kleist zusammengefaßte Nachhut war alles in allem rund 800 Köpfe stark; die vermutlich noch im Südosten weilende Kamelkompagnie (7. aktive), die anscheinend abgesehritten war und wochenlang für verschollen galt, konnte bis auf weiteres nicht mehr in Rechnung gestellt werden. — Das Gouvernement wurde von Windhuf nach Grootfontein verlegt. — Die folgenden Tage brachten in schneller Folge Kampfhandlungen ernster Art:

Am 26. April griffen wir die Vauspize an, die Botha inzwischen bis zur Station Treckkopje an der Otavibahn vorgetrieben hatte. — Für dieses Unternehmen wurde die größte Streitmacht eingesetzt, die ich während des ganzen Krieges in Südwest zu einer ein-

heitlichen Kampfhandlung vereinigt gesehen habe: fünf Kompagnien und zwei Batterien — rund 700 Mann; die Führung hatte Major Ritter. Es wurde einer der anstrengendsten Tage, der den Menschen und vor allem den Reittieren in diesem Feldzug zugemutet werden mußte. Anmarsch, Gefecht und Rückmarsch: das war binnen 24 Stunden ein Ritt von 100 km — ohne Wasser! — Und letzten Endes war auch diesmal alles vergeblich. Wir trafen auf weit überlegene feindliche Kräfte, die im Verlauf des Gefechtes noch von allen Seiten Verstärkung erhielten. Mit Maschinengewehren armierte Panzerautos dezimierten unsere Infanterie, die sich fast ohne Deckung vorarbeiten mußte; unsere kleinkalibrigen Gebirgsgeschütze erwiesen sich trotz bester Feuerleitung als machtlos. Nach fünfstündigem schweren Kampf, der auch uns erhebliche Verluste kostete, brach Ritter das Gefecht ab und ging in voller Ordnung langsam zurück — es wurde Schritt geritten!

Am gleichen Tage ließ auf unserem linken Flügel Major Vauscus die 3. Kompagnie zu einer gewaltsamen Erkundung auf Salem vorgehen und stellte auch hier das Anrücken starker feindlicher Kräfte fest. Sie entwickelten sich in den folgenden Tagen in Richtung auf Djimbingwe und faßten die hierher vorgeschobene Abteilung von drei Seiten gleichzeitig; diese konnte noch mit knapper Not durchbrechen, aber Djimbingwe blieb in Feindeshand.

Auch im Süden erreichte die Gefechtstätigkeit in den letzten Tagen des April ihren Höhepunkt. Die schwache Abteilung Kleist wurde am 27. bei Gibeon von einer nach Tausenden zählenden Übermacht angefallen, die sie mit ihren schnellbeweglichen Automobilkolonnen flank-

fiert, überholt und fast vollständig eingeschlossen hatte. Nach heftigem Feuergefecht, in dem der Gegner schwere blutige Verluste erlitt und eine stattliche Anzahl Gefangener einbüßte, gelang es Kleist, sich nach Norden durchzuschlagen und den Vormarsch des Gegners auch weiterhin erheblich zu verzögern.

Zwei kleinere, schneidig durchgeführte Unternehmungen bei Kabus und Berseba gelangen planmäßig, brachten uns örtliche Erfolge, konnten aber den Lauf der Dinge nicht mehr wesentlich beeinflussen. Kleist mußte in Eilmärschen abziehen, um nicht dennoch endgültig abgegeschnitten zu werden. — Diese „Eilmärsche“ bestanden darin, daß Hunderte von Kilometern auf elenden abgetriebenen Pferden in sausendem Schritt zurückgelegt werden mußten, bis es nach endlosen Nachtmärschen und Anstrengungen gelang, Windhuf zu erreichen. Von hier wurde die Abteilung über Okahandja in Richtung Waterberg in Marsch gesetzt, um sich später im Norden des Schutzgebietes wieder mit der Hauptmacht zu vereinigen.

Gleichzeitig mit diesen Kampfhandlungen spielten sich im Bezirk Rehoboth unvorhergesehene Ereignisse ab, die die ohnehin schwierige Lage des Landes noch ernster gestalteten als bisher. Die hier ansässigen Bastards, die schon seit längerer Zeit mit dem Gegner heimlich in Fühlung getreten waren, ließen sich Mitte April von den Engländern zu Widerseßlichkeiten gegen die deutsche Regierung verleiten und gingen bald darauf zu offenem organisiertem Aufstand über. Sie zogen sengend und plündernd durchs Land, überfielen die Ansiedelungen und Polizeistationen, ermordeten die Farmer und verschleppten weiße Frauen. — Hauptmann Graf Saurma und

Hauptmann Hensel mit insgesamt drei Kompagnien und zwei Geschützen nahmen die Verfolgung der Mörderbande auf und hielten nach schweren Märschen und Gefechten ein strenges aber gerechtes Strafgericht.

Am 2. Mai wurde Karibib von den buriſch-briſchen Truppen beſetzt, am 12. Mai 1915 Windhuk. Damit war der ganze Süden des Landes bis ungefähr zur Linie Gobabis—Okahandja—Karibib—Swakopmund in Bothas Hand. Die Schutztruppe wurde langsam bis Omaruru und ſpäter auf die Linie Kalkfeld—Otjihaenamaparero zurückgenommen; die Vorpoſtenſtellung unter Leutnant Sinn und v. Hadeln blieb bei Omaruru.

Der Gegner entwickelte in den folgenden Wochen eine rege Aufklärungsſtätigkeit und bediente ſich hierzu zum erſtenmal ſeit Beginn des Krieges einer Anzahl von Flugzeugen, die neuerdings aus Europa eingeführt worden waren. Abwehrbatterien hatten wir ſelbſtverſtändlich nicht zur Verfügung, Kampfflugzeuge noch weniger. Unſere beiden Flieger waren mit ihren unbewaffneten und ſtändig ſchadhafte Apparaten kaum imſtande, die notwendigſten Aufklärungsflüge durchzuführen und einige Bomben abzuwerfen; es iſt merkwürdig genug, daß ſie bei dem Zuſtand ihrer Flugzeuge nicht früher vom Schickſal ereilt wurden. Sie ſind ſchließlich beide kurz nacheinander abgeſtürzt (glücklicherweiſe aus nur geringer Höhe), Leutnant Fiedler Ende April bei Karibib, Leutnant v. Scheele Ende Mai bei Kalkfeld. Fiedler kam mit einem Schädelbruch, v. Scheele mit einem Unterſchenkel- und Naſenbeinbruch davon; beide konnten vollſtändig wiederhergeſtellt werden — aber die Flugzeuge blieben d. u.

Die feindlichen Flieger, die erſtklaſſige franzöſiſche

Apparate zur Verfügung hatten, waren gewandte Kerls, die schon ein halbes Jahr über europäischen Kriegsschauplätzen geflogen und Kummer gewohnt waren. Der Versuch, durch Eingraben des Lafettenschwanzes mit unseren Gebirgsgeschützen ihre Fliegerei zu stören, erwies sich als aussichtslos; so konnten sie ungestört ihre Kreise ziehen und warfen Bomben auf jedes lohnende Ziel. — Die Eingeborenen betrachteten die merkwürdigen Vögel zum Teil mit völligem Gleichmut, zum Teil mit abergläubischer Unruhe und waren von der ganzen Sache noch weniger erbaut, als sie sich über Zweck und Wirkung des Bombenabwerfens klar wurden. Mein Kaffernjunge machte regelmäßig den Versuch, vor dem Flieger davonzulaufen, und ich konnte ihn nur mit Mühe von der Zwecklosigkeit seines Unternehmens überzeugen.

Wochenlang lagen wir bei Kalkfeld in Aufnahmestellung, schanzten und warteten ungeduldig auf den Vorstoß des Gegners. Wenn sie uns doch einmal den Gefallen tun wollten, von vorn anzugreifen! — Der Mai ging zu Ende, wir steuerten in den Juni und damit in die kälteste Jahreszeit hinein. Am wolkenlosen Nachthimmel stand ein Komet — wie sich das gehört im Weltkrieg — und erhöhte die Schönheit des südlichen Sternhimmels; er war annähernd so groß zu erkennen wie der Johannisburger Komet im Januar 1910. — Die Tage waren warm wie immer, über Mittag stets 20 bis 30° C, aber die Nächte wurden bitterkalt. Es war keineswegs selten, daß die Temperatur auf mehrere Grad unter Null sank und man des Morgens seinen steinhart gefrorenen Wassersack erst aufwärmen mußte.

Ein in Südwest vielgebrauchtes Sprichwort sagt:

„Wer friert, ist arm oder dumm!“ Das mag in Friedenszeiten so ziemlich seine Richtigkeit haben, solange man sich mit allen Bequemlichkeiten umgeben kann. Aber im Kriege stimmt die Sache nicht. Wenn man des Abends „ins Bett“ ging, konnte man sich schon ausrechnen, wann einen die Kälte wieder wecken würde. Das „Bett“ wird in der Weise gemacht, daß man sich eine möglichst bequeme Kuhle in den Sand wühlt, ein Kopfpolster aus Sand zusammenknaht und über das Ganze malerisch seine Decken ausbreitet. Wer nicht genügend Decken hatte, der legte sich seufzend „in die Geographie“ und deckte sich „mit Klima“ zu — aber dies Verfahren hat unverkennbare Schattenseiten! Auch wer daran gewöhnt ist, dauernd im Freien zu leben — wir haben monatelang kein Haus betreten —, wird gegen die Kälte der Nacht nicht unempfindlich, da die Temperatur von vormittags 9 Uhr an auch in der kalten Jahreszeit fast stets so hoch ist wie in der Heimat an einem heißen Julitage.

Kamen wir nach einem anstrengenden Ritt ins Lager, so wurde meist sofort ein „Kasino aufgemacht“ und mit „orientalischem Luxus“ ausgestattet. Es bestand im allgemeinen aus einem einzelstehenden Baum oder Busch, an dessen Ästen einige schattenspendende Zeltbahnen ausgespannt wurden, einem mächtigen Holzfeuer und einer Flasche Rum. Das war unser Nationalgetränk und monatelang fast das einzige, was zur Verfügung stand: Schmutziges Wasser mit Rum. Dieser war ein Kapitel für sich; amtlich hieß er „Rum II“; meist wurde er „Niggertod“ oder „Stacheldraht“ genannt — schweigen wir davon! Je nach der Menge dieses köstlichen Getränkes, die man dem schmutzigen

warmen Wasser zusetzte, konnte man sich jede gewünschte Mischung herstellen, vom „leichten Mosel“ bis zum „schweren Bordeaux“, und sich in alle Genüsse friedensmäßigen Schlemmerlebens hinübersäufeln.

Weniger leicht war diese Selbsttäuschung mit der Beföstigung herzustellen. Unsere Ernährung war nicht üppig, aber wir sind immer satt geworden. Es gab vorwiegend Maisbrot, Reis und Fleisch; dieses war unser Hauptnahrungsmittel und in Form von Schlachtvieh reichlich vorhanden. Da es wegen der tagsüber immer beträchtlichen Hitze meist schnell in Fäulnis übergeht, muß es ganz frisch, wenige Stunden nach dem Schlachten, genossen werden und ist deshalb auch in gebratenem Zustande stets zäh wie Leder. Aber das ist Gewohnheitsache! Zum Braten war auch nicht immer genügend Zeit; dann wurde es „durchgedreht“ und als Zatarbeefsteak verschlungen. Manah lieben Marschtage gab es morgens „Durchgedrehtes mit Reis“ und abends „Reis mit Durchgedrehtem“; der Reis war meist ein wässriger Pampß, das „Zatar“ wurde durch einige Pfefferkörner und „abgekrasten Zwiebelstein“ zum Lederbissen verarbeitet. Als letzte Folge dieses üppigen Lebens hatten wir schließlich zu einem erheblichen Prozentsatz Bandwürmer.

Eigenartig war auch die Kaffeezubereitung. Die Kaffeebohnen wurden in ungebranntem Zustand ausgegeben, etwa ein Suppenlöffel voll auf den Kopf und Tag. Die Bohnen wurden im Kochgeschirrdeckel ans offene Feuer gesetzt, bis sie wohl oder übel braun zu werden begannen; dann wurde der Kaffee „gemahlen“. Da es in der ganzen Schutztruppe keine Kaffeemühle gab, geschah das in der Weise, daß der besagte Kochgeschirr-

deckel mit den halbverbrannten Bohnen zwischen den Füßen festgehalten und die Bohnen so lange mit dem Gewehrkolben bearbeitet wurden, bis sie annähernd gevierteilt waren. Dann wurde heißes Wasser zugegossen und — Wetten abgeschlossen, ob's Kaffee oder Tee geworden sei.

Hatte man sich zu all diesen Genüssen dann noch die kurze Pfeife angebrannt, so kam man sich letzten Endes geradezu beneidenswert vor. — Geraucht wurde alles, was Rauch von sich gab; aber die Qualität des Krautes wurde immer afrikanischer. Am besten war noch der mit der Verpflegung gelieferte Plattentabak; das Zeug ist jedoch derartig schwer, daß man Herz und Nerven schon einiges zutrauen muß, um ihn mit Genuß verdauen zu können. Was sonst noch verdampft wurde, schmeckte zuweilen geradezu beängstigend. Wer gedächte nicht noch tränenden Auges der Marke „Gouverneur“ und ähnlicher Erzeugnisse südafrikanischen Tabakbaues, die uns monatelang die Zunge beizten? — Aber immerhin — es dampfte, und ohne seine Pfeife ist der Afrikaner nur ein halber Mensch.

Die Stimmung unter den Leuten war frisch und gut, oft übermütig. Wir hatten nun schon zweimal unser ganzes Gepäck verloren, aber immer wieder tauchte hier und da eine Gitarre auf, zu deren Begleitung die alten Soldatenlieder gesungen wurden; merkwürdigerweise war auch drüben — ohne jeden Zusammenhang mit der Heimat — das „Gloria Victoria“ eines der beliebtesten. Und manches Scherzwort wurde ausgestanzt, das die Betroffenen lange nicht wieder los wurden. Zwei unserer Ersatztruppenteile, die aus älteren Leuten bestanden und aus Mangel an brauch-

baren Pferden obendrein unberitten waren, erhielten den Beinamen „D. L. H.“ („Deutschlands letzte Hoffnung“) und „D. U. L. H.“ („Deutschlands allerletzte Hoffnung“). — Wer den Schaden hat, braucht bekanntlich für den Spott nicht zu sorgen!

An den jammervollen Zustand, daß man aus der ganzen Welt keinerlei Nachricht bekam außer einigen Reuterlügen, hatte man sich nach und nach einigermaßen gewöhnt. Unsere Zeitungen wurden dünn und dünner, teils aus Mangel an Nachrichten, teils aus Mangel an Papier. Einzelne erschienen zeitweise auf Packpapier gedruckt — dann stellte der Blätterwald sein Rauschen endgültig ein. Später wurde noch einige Wochen lang ein in Tsumber gedrucktes vierseitiges Blättchen im Oktavheftformat alle paar Tage an die Truppen verteilt, aber es war natürlich ein gänzlich unbefriedigender „Zeitungsersatz“, wie es ja auch gar nicht anders sein konnte. Wir nannten es den „Kriegsruf“ — und hatten wieder was zu lachen. Merkwürdigerweise bekamen wir im Juni gegen alles Erwarten noch einmal Fühlung mit der zivilisierten Welt, aber leider nicht mit der alten, sondern mit der neuen. Unser Tsumber Funkenturm fing mehrfach Funkprüche auf, die von New York nach Europa gegeben wurden; aber es war darin niemals vom Krieg die Rede, sondern nur von Dollars, wie es nicht anders zu erwarten war.

In dieser Zeit stießen auch die letzten versprengten Abteilungen auf der Höhe von Kalkfeld—Waterberg wieder zur Truppe: Die aus dem Bastardlande zurückkehrende Abteilung Saurma-Hensel und die Kamelkompagnie, denen es nach außerordentlichen Schwierig-

keiten gelungen war, durch das „Sandfeld“ nach Norden durchzubrechen.

Es war Mitte Juni geworden. Seit Tagen war es nach übereinstimmenden Patrouillenmeldungen nicht mehr zweifelhaft, daß Botha den Angriff in großem Stil wieder aufzunehmen begann. War er bis dahin seinem Grundsatz im allgemeinen treu geblieben, den Vormarsch soweit wie möglich nur an der Hand der Bahnstrecken vorzutragen, so verließ er zu unserer Überraschung dieses Verfahren nunmehr vollständig. Der ganze Nachschub an Lebensmitteln, Wasser, Munition und Kriegsgerät aller Art wurde vollständig den Automobilsolonnen übertragen, und der Anmarsch seiner Nordarmee in drei Angriffsgruppen mit einer Geschwindigkeit durchgeführt, die für südwestafrikanische Verhältnisse einfach beisspiellos war. In derselben Zeit, die wir brauchten, um auf unseren abgetriebenen Reitern 20 km vorwärtszukommen, konnte der Gegner mit seinen Kraftwagen 100 km zurücklegen. Bei dieser Lage der Dinge waren wir im Bewegungskrieg vollkommen wehrlos.

Unsere Freude, endlich wieder einmal zum Schießen zu kommen, war verfrüht. Wir wurden aus unserer Stellung bei Kalkfeld—Dtsihaenamaparero mit derselben Sicherheit hinausflankiert, wie es bisher fast stets der Fall gewesen war. Die gesamte Truppe mußte, ohne zu Schuß zu kommen, bis Davisfontein zurückgenommen werden, um ein letztes Mal der Einschließung zu entgehen. — Wieder folgte eine Reihe anstrengender Nachmärsche, die von unseren elenden Gänlen das Letzte verlangten, trotzdem fast ausschließlich Schritt geritten

wurde. — Und wieder dröhnten nächtelang die schweren Detonationen hinter uns her, und die Sprengkommandos brachen die letzten Brücken ab hinter der langsam nordwärts ziehenden Truppe.

Das Ende.

Bei Kilometer 514 der Bahnstrecke Davi—Tsumeb erhebt sich ein kleiner Gebirgsstock, dessen südlicher Ausläufer als flacher Sattel in die Ebene mündet. Das ist der sogenannte „Sargberg“ — ein vielversprechender Name!

Dieser Sattel war vom Kommandeur seit längerer Zeit als Haupt- und Aufnahmestelle für die zurückgehende Schutztruppe ins Auge gefaßt und durch Hauptmann Rothmaler mit seinem Infanteriebataillon in wochenlanger angstrengtester Arbeit zu einer für afrikanische Begriffe ungewöhnlich starken Befestigung ausgebaut worden.

Nur eines fehlte, was in Südwest immer fehlt — das Wasser! Und dieser Mangel mußte den Wert der ganzen Stellung zunichte machen, wenn es den mit Hochdruck arbeitenden Bohrmaschinen nicht noch rechtzeitig gelang, ausreichende Wassermengen in unmittelbarer Nähe des Lagers zu erschließen; denn die nächstgelegenen Wasserstellen waren 12 (Davifontein) und 6 km (Khorab) entfernt, so daß sie nicht für alle Fälle in Rechnung gestellt werden konnten. — Noch ahnten wir nichts Böses; noch hofften wir, von der Sargbergstellung aus der rund 25 000 Mann starken Bothaschen Nordarmee eine Schlacht liefern zu können, die uns zum ersten, wenn auch voraussichtlich letzten Male den Kampf im

großen zeigen und, wenn es nun einmal sein mußte, das bittere Ende bringen sollte; denn noch wußten wir nicht, mit welcher ungewöhnlicher Geschwindigkeit der Gegner seinen Vormarsch diesmal durchzuführen verstand.

Botha setzte seine Streitkräfte in drei Angriffsgruppen an: Die mittlere, die er persönlich befehligte, stieß an Hand der Otavibahn nach Norden vor und hielt sich im wesentlichen auf der Spur der Schutztruppe; sie war etwa 15 000 bis 16 000 Mann stark. Die auf dem rechten Flügel marschierende Kolonne unter M y b u r g — etwa 4 000 bis 5 000 Mann — ging über Waterberg, Esere, Nietfontein auf Tsumeb vor, auf dem linken Flügel B r i g in gleicher Stärke über Dutjo, Okaufwejo auf Namutoni. — Bothas Verfahren war das gleiche wie immer: Flankierung! Nur die Schnelligkeit seines Vormarsches hatte sich vervielfältigt.

Jetzt ging's mit Riesenschritten zu Ende. — Es kam der 2. Juli 1915 und damit unser letztes Gefecht. Die noch etwa 2 000 Mann starke Schutztruppe lag vor Otavi und Otavifontein in einer weit auseinandergezogenen Vorpostenstellung und wurde nach kurzem Kampf gezwungen, auf die Hauptstellung bei Kilometer 514 zurückzugehen. — Und hier erwartete uns die ausschlaggebende Enttäuschung: Die Ereignisse hatten das Tempo unserer Bohrmaschinen weit überholt, die Stellung hatte kein Wasser — sie war wertlos! — Abends rückten wir müde und durstig ein, um sie zwölf Stunden später noch durstiger wieder zu verlassen. Das „Wohin“ stand nun schon nicht mehr in unserer Wahl; es gab nur eine Möglichkeit: Zur nächsten Wasserstelle — K h o r a b! Das war, wie sich bald herausstellen sollte, die einzige, die uns noch blieb.

Grootfontein, zu dessen Verteidigung keinerlei Truppen mehr zur Verfügung standen, war aufgegeben worden, und der Gouverneur Dr. Seitz hatte es verlassen, um zur Schutztruppe zu stoßen. — Unsere linke Seitendeckung unter v. Kleist war von der Kolonne Myburg bei Ghaub angegriffen und gleichfalls auf Rhorab zurückgedrückt worden; das unverteidigte Namutoni war den Automobilkolonnen der Buren unter Britz kampfslos in die Hände gefallen. Das war ein harter Schlag, der unser Schicksal endgültig besiegelte. — Es scheint in der Absicht des Kommandos gelegen zu haben, über Tsumber und Namutoni hinaus noch weiter nach Norden auszuweichen und, wenn es nicht mehr anders ging, im Ovambolande den letzten Widerstand zu leisten. Zu diesem Zweck waren am Dzikotossee bei Tsumber 200 Ochsenwagen bereitgestellt und der letzte verfügbare Proviant des Schutzgebietes in der Feste Namutoni aufgehäuft worden. Nun war auch dieser Plan endgültig gescheitert, der Rückmarsch über Tsumber war von der Kolonne Myburg flankiert und bedroht, Namutoni und damit unsere letzten Lebensmittelreserven in Feindeshand. — Wir saßen fest!

Die Station Rhorab mit ihrer Wasserstelle und einigen Quadratkilometern Land war der letzte Rest des deutschen Schutzgebietes, den wir in den ersten Tagen des Juli noch in unserer Hand hatten: In der Mitte einige Zelte für den Gouverneur und sein kleines Gefolge, der Kommandostab, ein Feldlazarett; außen herum kreisförmig zusammengeschlossen die Nester der Schutztruppe, die sich bereit machte, dem letzten Ansturm einen gebührenden Empfang zu bereiten; für zehn bis zwölf Tage Lebensmittel — und nirgends mehr ein

Ausweg. — Das war das Schlußbild! — In weitem Umkreis hatte Botha mit seinen 25 000 Mann den Ring um unser kleines Häufchen geschlossen und begann ihn allmählich zusammenzuschrauben. — Er griff nicht an! Wozu sollte er auch! Wir saßen so rettungslos eingekesselt, daß an ein Durchkommen nirgends mehr zu denken war, und er sich ruhig gedulden konnte, bis uns der Proviant ausging, ohne einen Tropfen kostbaren Burenblutes zu opfern. Er hatte ja Zeit! — Einmal würden wir schon mürbe werden!

Ich habe später mit einem englischen Offizier viel über diese letzten Tage in Khorab gesprochen und ihn gefragt, ob sie uns angegriffen hätten, wenn unser Vorrat an Lebensmitteln reichlicher gewesen und damit eine längere Belagerung nötig geworden wäre. Aber er meinte: „Warum sollten wir? Wir hatten ja unsere weittragenden Geschütze! Wir hätten sie auf 8000 oder 10 000 m aufgestellt und 48 Stunden lang Ihre einzige Wasserstelle unter Feuer gehalten; das hätte in jedem Falle genügt!“ — Allerdings!

Am 9. Juli 1915 wurde die Kapitulation des Schutzgebietes unterzeichnet; das elfmonatige Kesseltreiben war zu Ende! Es hat England $\frac{1}{2}$ Milliarde gekostet.

Ein schwacher Trost blieb uns in all dem Ingrimm und Elend: Wir wurden vom Gegner wenigstens mit Achtung behandelt! Die Reste der aktiven Schutztruppe wurden unter Aufsicht deutscher Offiziere in einem Konzentrationslager bei Aus, die Offiziere in Okanja interniert. Offiziere und Mannschaften des Beurlaubtenstandes wurden auf freien Fuß gesetzt und nach einem selbst zu wählenden Wohnsitz entlassen; wir behielten die Waffen und Reittiere. — Das war das Ende!

Unterm Union-Zack.

Über dem Schutzgebiet wehte die englische Flagge, von allen öffentlichen Gebäuden flatterten die verhassten Farben. Eine niederdrückende Zeit brach an.

Die Feindseligkeiten waren zu Ende, man war sozusagen frei, wenigstens innerhalb des Schutzgebietes. — Aber was nun? Wo sich eine neue Existenz gründen, und auf welcher Grundlage? Wo das Geld hernehmen zum Lebensunterhalt in dem vom Gegner besetzten Lande? — Die Farmer gingen fast ausnahmslos auf ihren Platz zurück — und sahen sich vor traurige Tatsachen gestellt. Was in mühseliger jahrelanger Friedensarbeit dem dürren Lande abgerungen war, lag verwüftet, das Vieh war zum Teil vom Gegner beigetrieben, zum Teil wegen Mangels an eingeborenen Hirten verlaufen und weit versprengt, zum großen Teil auch von den immer anmaßender auftretenden Schwarzen gestohlen oder geschlachtet. — Am schlimmsten hatte im großen und ganzen der Süden des Landes gelitten; aber auch der Norden hatte sein gerütteltes Maß mitbekommen, besonders die Landstriche beiderseits der Otavibahn, auf denen sich der breite Heerwurm der Bothaschen Hauptmacht vorbeigewälzt.

Die Handwerker suchten wieder Arbeit zu bekommen, die Kaufleute mit dem Wenigen, das ihnen geblieben, ihr Geschäft wieder in Gang zu bringen. Die Offiziere und Beamten waren vollständig sich selbst überlassen. Viele suchten einen Unterschlupf bei einem befreundeten Farmer, um sich durch ihrer Hände Arbeit ihren Lebensunterhalt und die Berechtigung zum Bleiben zu verdienen; sehr viele aber waren lediglich auf die

Gnade des Gegners angewiesen. — Alle drei Tage mußten wir mit einem Körbchen zur Proviantausgabe erscheinen und — nicht selten mit den Eingeborenen zusammen — vor der Tür warten, bis es dem buriſchen Unteroffizier paßte, einige Lebensmittel herauszurücken.

Nach wenigen Wochen aber wurde die Proviantausgabe an die existenzloſen Deutſchen vollſtändig eingeteilt und bekanntgegeben, daß künftighin Lebensmittel nur noch gegen Barzahlung verabfolgt werden würden. Zu dieſem Zweck wurden an den meiſten größeren Plätzen engliſche Marktendereien eingerichtet, wo zu hohen Preiſen das Notwendigſte zu haben war. — Der Zweck dieſer Maßregel wurde ſehr bald erſichtlich: Als Zahlungsmittel wurde zum vollen Wert nur Silber und Gold angenommen, Reichsbanknoten wurden auf 75 v. H. ihres Wertes herabgeſetzt, unſere Schutzgebietskaffenscheine als Zahlungsmittel überhaupt nicht zugelassen. Auf dieſem äußerſt einfachen Wege gelang es Botha ohne jede Schwierigkeit, binnen wenigen Wochen alles Hartgeld, das im Lande noch umlief, herauszuziehen und uns bei allen Zahlungen in Papiergeld, die nun notwendigerweiſe einſetzen mußten, die 25 v. H. Verluſt aufzuzwingen.

Um die Schwierigkeiten noch zu ſteigern, wurde kurz darauf auch noch die Ausübung jeglicher Jagd bei harten Strafen verboten und die Ablieferung aller Waffen und Munition angeordnet. Dem Farmer war damit nicht nur eine ſeiner hauptſächlichen Nahrungsmittelquellen unterbunden, ſondern er war obendrein der Unverſchämtheit und den alſbald einſetzenden Übergriffen der Eingeborenen gegen ſich und ſeine Familie ſchutzlos preisgegeben. — Daß das Jagdverbot nichts

anderes als eine gegen die Deutschen gerichtete Bosheit war, ließ sich unschwer beobachten. Die verschiedenen englischen Ortskommandanten, die ich kennen lernte, fuhren alle paar Tage mit dem Auto in die wildreichsten Gegenden des Nordens und knallten ab, was ihnen vor das Rohr kam. Auf dem Vormarsch nach Skauwejo—Nanutoni haben die burischen Truppen in unserem Wildreservat bei der Etoschapsanne geradezu gewüftet. Unser Großwild und vor allem die lange Jahre geschonten Strauße wurden in rücksichtsloser Weise abgeschossen. Ich habe selbst gesehen, wie ein Bur mehrere große Kisten mit Hunderten von Straußenfedern nach Hause schickte. — Monate später wurde auch für die deutsche Bevölkerung die Jagd wieder freigegeben, aber in einer Form, die diese Erlaubnis fast wertlos machte: Der Jagdschein, für den man unter deutscher Herrschaft 40 Mark bezahlte, kostet jetzt — 600 Mark!

Es wurde immer klarer: In alledem lag zielbewusstes System. Der deutsche Ansiedler, dessen Ansehen bei den Schwarzen durch den Verlauf des Feldzuges und die Besetzung des Landes schon bedenklich gelitten hatte, sollte auch um den Rest seiner Autorität gebracht werden, und dieses Ziel wurde mit den verwerflichsten Mitteln verfolgt. Jede Bestrafung der Eingeborenen durch ihren deutschen Dienstherrn wurde grundsätzlich verboten und der Weiße bei jeder Gelegenheit vor dem Schwarzen gedemütigt.

Die Zustände wurden bald unhaltbar. In den Bezirken Dutjo und Grootfontein kamen die mühsam niedergehaltenen Buschmänner wieder aus ihren Schlupfwinkeln hervor, bauten in unmittelbarer Nähe der

größeren Ansiedelungen ihre Wersten und stahlen Vieh nach Herzenslust. Die englische Polizei sah diesem Treiben geflissentlich in Untätigkeit zu. An allen Ecken kam es zu Gewalttätigkeiten seitens der Eingeborenen gegen die Deutschen, und als diese in Notwehr einige der Halunken niedergeschossen hatten, wurden sie des Mordes angeklagt, vor den englischen Gerichtshof gestellt und zu schweren Gefängnisstrafen von mehrjähriger Dauer verurteilt.

In diesen Gerichtsverhandlungen wurden die Eingeborenen vereidigt (!) und ihr Eid dem des weißen Deutschen als gleichwertig gegenübergestellt! — Das führte teilweise zu ungeheuerlichen Auswüchsen. In einer solchen Verhandlung, zu der ich als Sachverständiger geladen war, habe ich erlebt, daß Bushmänner (!) vereidigt wurden, und zwar schwuren sie wie die Weißen „bei Gott dem Allmächtigen“, gleichgültig, ob sie getauft waren oder nicht. Es war eine geradezu ekelhafte Komödie und ein Hohn auf die Bedeutung des Eides, wie er schamloser nicht gedacht werden kann.

Der Bushmann schwört, wenn er überhaupt einen Begriff von einer eidlichen Versicherung hat, günstigstenfalls bei den „Gebeinen seiner verstorbenen Tante“ oder bei einer ähnlichen Zauberformel — und nun mußten wir es mit ansehen, daß sich ein hoher britischer Gerichtshof nicht schämte, die weiße Rasse (oder besser gesagt die deutsche Rasse) in dieser unerhörten Weise zu erniedrigen. Einer der Bushmänner, ein älterer ausgewachsener Mensch, der als Zeuge vernommen werden sollte, wurde nach seiner Vereidigung gefragt, wie alt er sei. Er antwortete aufs Geratewohl vier Jahre!

Denn die Zahlenbegriffe des Buschmanns reichen in den meisten Fällen überhaupt nicht über die zehn Finger seiner Hände hinaus. Diese Antwort hatte die Wirkung, daß das hohe Richterkollegium in ein schallendes Gelächter ausbrach; trotzdem ging die Verhandlung weiter, die eidliche Aussage des „vierjährigen“ Buschmanns wurde zu Protokoll genommen, und die Verhandlung endigte mit der Verurteilung des Deutschen zu vier Jahren Gefängnis.

Was die Eingeborenen eigentlich aussagten, konnte überhaupt nicht nachgeprüft werden. Die an Schnalzlauten reiche Buschmannsprache ist so außerordentlich schwer, daß es nur ganz wenige Weiße gibt, die sie beherrschen. Ihr bester Kenner, ein deutscher Missionar, hatte sich als Dolmetscher zur Verfügung gestellt; man hatte es aber nicht für nötig befunden, seine Dienste in Anspruch zu nehmen. Der bei den Verhandlungen tätige Dolmetscher war ein Bur, der in der Uniform eines Gerichtsdieners steckte und zweifellos die Buschmannsprache nur dürftig beherrschte. Dieser übersetzte, was er verstanden zu haben glaubte, ins Holländische, und seine Angaben wurden durch andere Dolmetscher ins Deutsche und Englische übertragen. — Auf diesem Wege wurden die Deutschen verurteilt und in Windhuk ins Gefängnis gesperrt.

Um das Ovamboland kümmerte sich überhaupt niemand. — Die fast jedes Jahr auftretende Hungersnot unter den Ovambo, die deutscherseits regelmäßig durch große Lebensmittelsendungen hintangehalten oder mindestens gelindert worden war, trat im Jahre 1915 mit ungewöhnlicher Heftigkeit ein. Zu Hunderten kamen die jämmerlichen verhungerten Gestalten nach

Dutjo herunter und lagen nach einem Fußmarsch von 300 bis 500 km um Arbeit bettelnd in trostloser Verfassung auf der Straße. Aber die Briten hatten dem ganzen Elend gegenüber nur ein Achselzucken und warteten mit edler Ruhe, bis die bedauernswerten Schwarzen die Erfolglosigkeit ihrer Bemühungen einsahen und sich nach 24 oder 48 Stunden weiterschleppten. — Dieses einfache Verfahren hat sich gut bewährt!

Unter den Pferde- und Rindviehbeständen traten allenthalben verheerende Krankheiten auf. — Die früher vom deutschen Gouvernement regelmäßig gehandhabte Aufsicht fehlte plötzlich vollständig, und die Folgen konnten nicht ausbleiben. Vom Norden wurde ohne tierärztliche Untersuchung Dvambovieh eingeführt, und die Folge war, daß im Bezirk Dutjo unter dem Rindvieh Lungenseuche auftrat und bedenkliche Ausdehnung annahm. Rog und Sterbe machten sich fast im ganzen Schutzgebiet bemerkbar und dezimierten den Pferdebestand ganzer Distrikte. — Zu ihrer Bekämpfung geschah — nichts!

In den größeren Städten wurden die Straßen umgetauft. Es gab plötzlich eine „Votha-street“, eine „Smuts-street“ und andere Denkwürdigkeiten mehr. Der Geldverkehr stockte fast vollständig, da es den deutschen Banken trotz aller Bemühungen nicht gelang, sich Bargeld zu verschaffen. — Um dem Mangel an kleiner Münze abzuhelpen und die ewigen 25 v. H.-Verluste an unserem Papiergeld zu vermeiden, half man sich in Windhuk und anderen größeren Städten dadurch, daß die kapitalkräftigen Geschäftshäuser Bons zu 50 Pfennig, 1 und 2 Mark ausgaben, die in der deutschen Bevölkerung schnell in Aufnahme kamen und als Geld kurz

fierten. — Die Lebensmittelpreise waren anfangs unheimlich, wurden aber allmählich niedriger und sollen sich mit der Zeit ganz erträglich gestaltet haben. Die Spekulation kam ins Land, und es entstanden binnen kürzester Frist an allen Ecken englische Geschäfte und Aneipen, die den deutschen Konkurrenten um so leichter unterkriegen konnten, als es diesem fast unmöglich gemacht wurde, einzukaufen.

Die Eingeborenen hatten gute Tage. Sie zogen sich mit ihrem von den Deutschen gestohlenen Vieh in die Berge zurück und spielten die Herren des Landes. Von den Farmen liefen sie in stetig wachsender Zahl ohne Kündigung weg und gingen hohnlächelnd „zu Englischmann“. — Der Farmer war diesem Treiben gegenüber völlig machtlos und mußte mit gebundenen Händen zusehen, wie sein mühsam erarbeiteter Besitz an Vieh verlor. Bestrafen durfte er die Schwarzen nicht, zum Arbeiten zwingen noch weniger — vor dieser unerhörten Zumutung wurden die Herren Eingeborenen von der Okkupationsregierung durch besondere Erlasse sorgfältig geschützt. — Die Herero zogen sich aus dem ganzen Lande zusammen und siedelten sich wie ehemals in großen Werften bei Okahandja an. Selbst bis ins Ovamboland sicherte das Bewußtsein durch, daß man sich plötzlich ungestraft Übergriffe gegen deutsche Farmer und ihr Eigentum herausnehmen durfte. Der Kapitän des Ongandjerastammes schickte seine Leute zu einem kleinen Raubzug nach Süden und hat tatsächlich von einer an das Kaotofeld angrenzenden Farm für mehrere tausend Mark Großvieh abtreiben lassen. — Hoffentlich gerät diese Unverschämtheit nicht in Vergessenheit!

Es wird viel Arbeit und Verdruß kosten, in die

planmäßig untergrabenen und verrotteten Zustände unserer Schutzgebiete wieder einigermaßen Ordnung zu bringen.

Heimwärts.

Anfang Oktober 1915 erschien gänzlich unerwartet ein Erlass des Herrn Provost-Marshal des „Military Protectorate South Africa“ (sprich: „Deutsch-Südwestafrika“), der uns die ersehnte Freiheit bringen sollte. Die Bekanntmachung besagte, daß Deutschland sein Sanitätspersonal „dringend benötige“, daß England sich bereit erklärt habe, dem deutschen Ersuchen um dessen Auslieferung entgegenzukommen, und daß sich deshalb alle im Militärverhältnis stehenden Ärzte, Sanitätsunteroffiziere usw. am 13. Oktober 1915 zum Abtransport bereit halten sollten. — Was diesen plötzlichen Edelmut hervorgerufen hat, und was letzten Endes mit dem ganzen Unternehmen bezweckt wurde, haben wir nie erfahren. Tatsache ist, daß das Kommando der Schutztruppen bei der Ankunft in Berlin von unserem Erscheinen völlig überrascht und keinerlei Vereinbarung zwischen der deutschen und englischen Regierung über unsere Auslieferung vorausgegangen war. — So bleibt als einzige Erklärung nur die, daß es der Unionsregierung darum zu tun war, auf dem mit Mais und burischen Volunteers tief beladenen Schiff möglichst viel deutsche Passagiere unterzubringen, um damit gegebenenfalls einem U-Bootsangriff begegnen zu können.

Am 13. Oktober, vormittags 9 Uhr, stand der lange Zug am Bahnhof Windhuk bereit, der uns aufnehmen und nach Lüderitzbucht bringen sollte. Eine große Menschenmenge gab uns das Geleit und sah uns mit

gemischten Gefühlen scheiden. Die einen sagten: „Herrgott, wer doch mitkönnte!“, die andern: „Hoffentlich kommt ihr wenigstens nach Hause und werdet nicht unterwegs torpediert oder in Gibraltar eingesperrt!“ — Wer konnte es wissen, wer auch nur annähernd voraussagen, wie sich alles gestalten würde? — Wir würden ja sehen!

Drei Tage und drei Nächte dauerte die Fahrt, die wir auf der unter englischer Herrschaft gänzlich verwahrlosten Bahnstrecke über Keetmanshoop—Aus im Viehwagen zurücklegten. Manchmal blieben wir auf offener Strecke aus unerfindlichen Gründen für einige Stunden liegen, manchmal entgleisten wir ein bißchen, manchmal versagte die Maschine mehr oder weniger endgültig, und der Zugführer erklärte mit stoischer Ruhe, sie wäre „finished“. Aber wir kamen trotz alledem zum Ziel. Am 15. konnten wir in Keetmanshoop einige alte Bekannte begrüßen, in der Nacht vom 15. auf 16. kamen wir durch Aus und feierten ein kurzes Wiedersehen mit den dort internierten Deutschen. Dann ging's bei strahlendem Mondschein hinab durch die wildzerklüfteten Gebirge in die Diamantfelder der Namib, die wir mit Sonnenaufgang durchquerten.

Am 16. vormittags 9 Uhr war Lüderitzbucht erreicht; noch am gleichen Tage erschien nachmittags 3 Uhr das Schiff auf der Reede, das uns aufnehmen und nach der Heimat bringen sollte. Es war die „Erna Boermann“, die tiefbeladen draußen auf der bligblauen See tutete. Sie war 1914 an der Westküste gekapert worden und stand nun in englischen Diensten. Nachmittags 5 Uhr wurden wir übergesetzt, um 6 Uhr gingen wir „Anker auf“ und nahmen Kurs nach Norden. — Gott sei Dank! Afrika lag hinter uns!

An Bord trafen wir zu unserer Überraschung eine Menge Zivilpersonen: deutsche Ärzte und Missionare aus der Kapkolonie mit ihren Frauen und Kindern, einige Damen aus Südwest, die sich über Kapstadt die Heimreise erkämpft hatten, u. a. m.; wir waren alles in allem etwa 40 Personen. — Ein burischer Offizier — Leutnant Healy — mit 25 Mann bildete die militärische Bedeckung, die uns über den großen Teich geleiten sollte. — Die Leute machten einen herzlich unmilitärischen Eindruck und kamen sich anscheinend in ihrer Uniform zum Teil selbst noch etwas komisch vor. Es waren „Volunteers“, die sich in der Kapkolonie hatten anwerben lassen — „für die Dardanellen“, wie der Leutnant bedeutungsvoll hinzufügte. Dort sind sie denn wohl gerade noch rechtzeitig eingetroffen, um den großen Schlamassel mitzugenießen und sich an dem „genialen Rückzug“ der englischen Streitkräfte zu beteiligen.

Unsere Behandlung war in jeder Hinsicht gut. Wir wurden zu dritt in je einer Kabine erster Klasse untergebracht, nahmen an einer gemeinsamen langen Tafel im Speisesaal mit den übrigen Passagieren die Mahlzeiten ein und wurden in keiner Weise belästigt. Die Verköstigung war nicht üppig, aber ausreichend und ordentlich. Es gab überdies eine Bar, an der man sich Schnäpse und Obst kaufen konnte. — Abends um 9 Uhr mußten wir „prisoners“ von Deck verschwinden und uns in die Kabinen zurückziehen; das war die einzige Vorschrift, der wir uns zu fügen hatten. — Auf jedem Deck stand ein Posten vor Gewehr, der sich um so weniger bemerkbar machte, je weiter wir uns von der Küste entfernten. Den ganzen Tag blieben wir uns selbst überlassen, vertrieben uns die Zeit, so gut es gehen wollte,

mit Bordpromenaden, Schach und Skat und harrten mit einer sich immer mehr steigenden Spannung der Dinge, die da kommen sollten.

Fast drei Wochen waren wir nun schon unterwegs, ohne daß die geringste Veränderung auf unserem Schiffe oder auf der meist spiegelglatten See eingetreten wäre; kaum daß alle paar Tage einmal ein kleiner Dampfer oder Segler am Horizont auftauchte, um nach wenigen Stunden wieder zu verschwinden. Die heißen Tropennächte waren vorüber, es fing an, empfindlich kühl zu werden, und tagelang verbarg sich die Sonne hinter Wolken. An einem grauen regnerischen Herbsttage führen wir an Teneriffa vorbei und waren 24 Stunden später auf der Höhe von Gibraltar.

Das Bild hatte sich in den letzten Tagen schon wesentlich anders gestaltet. Der Schiffsverkehr nahm auffallend zu, wir hatten täglich mehrere Begegnungen; auf der Höhe von Lissabon tobte ein mächtiger Passagierdampfer in höchster Fahrt an uns vorbei und tauschte drahtlose Grüße mit uns aus; der Kapitän sagte uns, es sei die „Mauretania“, die Kitchener nach Ägypten brächte. — Wir bogen in den Golf von Biscaya ein und mußten uns endgültig darüber klar werden, daß es mit dem afrikanischen Sonnenschein bis auf weiteres vorüber war. Grau in grau lagen See und Himmel vor uns, ein mit Schnee vermischter kalter Novemberregen setzte schräg über Deck, und das Schiff bahnte sich im scharfen Nordost mühsam seinen Weg gegen den rauhen Seegang. Wir von der Sonne verwöhnten Afrikaner zogen uns frierend ins Rauchzimmer zurück und bekamen nach langer Zeit zum erstenmal wieder einen Borgeschmack vom europäischen Winter.

Wir steuerten zweifellos einen erheblich anderen Kurs, als er in Friedenszeiten üblich ist; weder die portugiesische noch die französische Küste bekamen wir zu Gesicht. Aber die Anzeichen mehrten sich, daß wir uns der Heimat und damit der U-Bootgefahr schnell näherten. Täglich wurde Bootsmanöver geübt, die Schwimmwesten waren ausgeteilt, und der Kapitän ließ bekanntmachen, es sei empfehlenswert, sich auch des Nachts nicht mehr von Kleidern und Schwimmgürtel zu trennen. Mit Stolz und Freude sahen wir es mit an, wie dem meerbeherrschenden Albion noch auf hoher See die Angst vor den deutschen Blaujacks in die Glieder fuhr — aber es war auf der anderen Seite für uns doch ein sehr eigenartiger Gedanke, sich vielleicht von den eigenen Landsleuten versenken und ins nasse Grab befördern lassen zu müssen. — Gottlob, dieser Kelch ist an uns vorübergegangen!

Wir näherten uns der Küste; das tiefe Stahlblau des Atlantik ging in ein schmutziges Graugrün über; ohne angehalten worden zu sein, bogen wir am 9. November in den Kanal ein und warfen vor Dover Anker. Es herrschte ein gewaltiger Schiffsverkehr. Bewaffnete Fischerboote, Patrouillenfahrzeuge aller Art, Dampfer aller Nationalitäten kamen und gingen; englische Zerstörer jagten vorbei, und Flugzeuge zogen majestätisch ihre Kreise über dem hantbewegten Bild. — Wie oft hatten wir — halb im Scherz, halb im Ernst — den Gedanken ausgesprochen: „Bis wir heimkommen, ist der Krieg zu Ende!“ Und manch einer hatte den Wunsch nicht unterdrücken können: „Wenn wir nur nicht zu spät kommen!“ — Nein, wir kamen nicht zu spät! Wer noch im Zweifel war, dem sagte das Leben und Treiben

im Kanal genug; zum Überfluß fragte ich noch den Lotsen — und erntete ein schallendes Gelächter.

Duzende von Schiffen, meist Holländer und Norweger, lagen bei Dover vor Anker und warteten darauf, abgefertigt und durch die Minensperre geleitet zu werden. In der vergangenen Nacht waren zwei neutrale Dampfer auf treibende englische Minen aufgelaufen und gesunken; die Ausfahrt nach der Nordsee war gesperrt. — Unsympathische Gegend! — Am Nachmittag des 11. November verließen wir Dover mit einem Lotsen an Bord, der uns hinter vier Minensuchbooten auf Umwegen durch die einzige nicht verseuchte Fahrinne in die Themsemündung steuerte — Marschrichtung London! — Nach zwei Stunden Flußfahrt passierten wir einen gesunkenen Dampfer, der auf Grund lag und gerade noch mit der Brücke aus dem Wasser ragte; man konnte es nicht hindern, daß einem so allerhand Gedanken auftauchten und man anfing, gewisse Möglichkeiten in den Bereich seiner Betrachtungen zu ziehen. Die christliche Seefahrt hat in Kriegszeiten zweifellos ihre unverkennbaren Schattenseiten, zum mindesten in englischen Gewässern!

Wieder Schiffe die schwere Menge; Schweden, Dänen, Norweger, Holländer, Engländer — selbst ein Japaner zog stolz (und schmutzig) an uns vorbei. Das Tilbury-Hotel lag verlockend vor uns am Strande und erweckte allerlei Vorstellungen von bevorstehenden Kulturgenüssen, die wir seit Jahr und Tag nur noch aus verschwommenen Erinnerungsbildern kannten. Vom Ufer klang unaufhörlich Infanteriefener herüber — da wurden die *Kitchener-boys* gedrillt. — Als die Dunkelheit einbrach, erschienen zahlreiche Lichtegel von Scheinwerfern, die die dunstige Atmosphäre unablässig durch-

schnitten und den trüben Nachthimmel krampfhaft absuchten nach der deutschen Luftpest, den „Zepps“. Und wieder konnten wir es sehen und fühlen: England hat uns fürchten gelehrt!

Leutnant Healy nahm mich an einem der letzten Tage beiseite und trug mir eine Bitte vor, die ich erst für einen schlechten Scherz hielt: Wir sollten ihm ein schriftliches Zeugnis ausstellen, daß er uns auf der Überfahrt anständig behandelt und sein Bestes getan habe, uns das Leben angenehm zu machen. — Das hatte er zweifellos, und ich versicherte ihm, daß wir äußerst zufrieden gewesen seien — aber wir, seine Gefangenen, könnten doch nicht gut ihm, dem Transportoffizier, ein Führungszeugnis ausstellen! Er verstand mich nicht; er glaubte, ich wollte Ausflüchte machen, und beeilte sich, mir zu versichern, das könnten wir ganz ruhig tun, denn die Unteroffiziere und Mannschaften hätten ihm auch schon eines ausgestellt! — Merkwürdige Begriffe bei einem Offizier!

Es kamen bange 48 Stunden, während deren wir still auf der Themse lagen. Was würde mit uns geschehen? Mußten wir an Land? In ein Konzentrationslager? — Sollte so kurz vor dem sehnlichst erwarteten Ziel noch alle Hoffnung umsonst gewesen sein? Oder? — Die Stunden schlichen hin in niederdrückender Ungewißheit.

Am 13. nachmittags kam eine Kommission von Offizieren an Bord, die nochmals ein Passagierverzeichnis aufnahm. Dann wurden wir aufgefordert, unser Gold- und Silbergeld abzugeben. Am Abend des gleichen Tages gab's plötzlich fieberhafte Tätigkeit an

Vord: „Fertigmachen! Packen! Es geht los!“ — Halleluja! — Mit Einbruch der Dunkelheit kam ein alter Raddampfer längsseit, der uns an Vord nahm und uns bei Nacht und Nebel eine Stunde themseabwärts brachte, bis wir die schattenhaften Umrisse eines kleinen Dampfers vor uns auftauchen sahen: Ein Holländer, „Batavier III“! Gott sei's gedankt!

Am 14. November 1915 liefen wir in Rotterdam ein. Wir hatten wieder festen Boden unter den Füßen — neutrales Land — wir waren frei! Nach 15 Monaten drückender Sorge und Ungewißheit sahen wir die erste deutsche Zeitung und lasen goldene Worte: den deutschen Heeresbericht! Nach 15 Monaten vollständiger Abgeschlossenheit von der Welt sollte es Wirklichkeit werden, was ich seit Beginn des Krieges jede Stunde des Tages unzählige Male gewünscht und mit aller Kraft herbeigesehnt: Morgen — morgen würde ich in der Heimat sein — im deutschen Vaterland.

Schnell ein Telegramm nach Hause — nach anderthalb Jahren tödlichster Stille das erste Lebenszeichen!

Dann ging ich ins Maasfhotel und kaufte mir eine Flasche Sekt.



Gedruckt in der Königl. Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn,
Berlin SW 68, Kochstraße 68—71.

Margarethe von Eckenbrecher

Was Afrika mir gab und nahm

Erlebnisse einer deutschen Ansiedlerfrau in Südwestafrika

Fünfte Auflage. Mit 16 Bildertafeln und 1 Karte
9. u. 10. Tausend. Geschmackvoll gebunden M 8,15

Das Buch zeigt in schlichter aber frischer Weise die Wirklichkeit des kolonialen Lebens und wie notwendig ein starker Einschlag heller Frauenart überall da nöthig ist wo deutsche Leben feimen und gedeihen soll. An solchen Büchern träumen die Mädchen nicht, sondern erwachen zum Handeln.
Frauenbildung.

Im dichten Pori

Reise- und Jagdbilder aus Deutsch-Ostafrika

Mit 41 Abbildungen u. 1 Karte. In Ganzleinen gebund. M 6,25

In diesem mit photographischen Aufnahmen geschmückten Buche weiß die Verfasserin gar anschaulich und fesselnd von den Eindrücken zu erzählen, die sie während ihres Aufenthalts in Deutsch-Ostafrika empfangen. Mit offenen, gesunden Sinnen hat sie Land und Leute geschaut, und ihre Beobachtungen und Erfahrungen wünscht sie besonders den deutschen Frauen nutzbar zu machen. Es ist auch ein sehr unterhaltendes Buch.

Leipziger Neueste Nachrichten.

Gegen Araber und Wahehe

Erinnerungen aus meiner ostafrikanischen Leutnantszeit

Von Tom v. Prince

Zweite Auflage. 348 Seiten mit zahlreichen Abbildungen und Skizzen. In mehrfarb. Ganzleinenband M 7,50

Ein wertvolles Denkmal von v. Princes Wirken und Leben erhält der Volk in diesen feinen Aufzeichnungen. Mit herzerfreuender Frische schildert er die Kämpfe um die Erwerbung der Kolonie an der Seite Wissmanns, macht uns mit Land und Leuten vertraut und läßt uns die thätigen Deutschen kennenlernen, die drüben mit Aufbietung aller ihrer Kräfte dem Ruhme des Vaterlandes gedient haben.

Auf der Savanne

Tagebuch einer Kamerunreise

Von Marie Pauline Thorbecke

Mit 16 Bildertafeln und vielen Abbildungen im Text nach eigenen Zeichnungen und Photographien sowie einer Übersichtsskizze des Reisegebietes. In geschmackvoll. Geschenkbund M 6,25

Die Verfasserin hat ihren Gatten, Professor Franz Thorbecke, auf einer Expedition in das Innere Kameruns begleitet. Neben der fesselnden Schilderung des Verlaufes der Expedition bietet das unterhaltend geschriebene Tagebuch anschauliche Bilder von der Großartigkeit und Schönheit der ursprünglichen Natur und der reizvollen Landschaft sowie von dem so fremdartigen Leben der Eingeborenen.

Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Königl. Hofbuchhandlung
Berlin SW 68, Kochstraße 68—71

Geschichte der deutschen Kolonialpolitik

Von Dr. Alfred Zimmermann Gebunden M 10,65

Zimmermanns Geschichte der deutschen Kolonialpolitik wird auf lange Zeit hinaus als erstes kolonialgeschichtliches Werk unserer jungen Kolonialpolitik angesehen werden müssen. Es scheidet sorgfältig Ebreu vom Weizen und bringt eine Fülle neuen und unbekanntem Materials, das dem Historiker wie dem Kolonialpolitiker gleich wertvoll ist. Der Tag.

Die Bedeutung Afrikas für die deutsche Weltpolitik

Von Emil Zimmermann Preis M 2,20

Gegenüber den widersprechenden Anschauungen und Urteilen, die durch die gegenwärtige schwere Krise in unserer Kolonialpolitik veranlaßt sind, legt der Verfasser die engen Beziehungen zwischen der Kolonialwirtschaft und den großen politischen Problemen der Gegenwart und Zukunft dar. Er erörtert sowohl die Orientfrage wie die Bedeutung eines geschlossenen deutschen Afrika-bezuges, auch in militärischer Hinsicht, für eine gesicherte zukünftige Weltpolitik.

Gegenwart und Zukunft der deutschen Kolonien

Von Professor Dr. Hans Meyer

Mit 5 Abbildungen — Preis M 1,20

Der Leser empfängt ein umfassendes Bild von den Heldentämpfen und sonstigen Vorgängen während des Krieges in den Kolonien, den wirtschaftlichen Zuständen und den inzwischen eingetretenen politischen Veränderungen. Trotz aller zerstörten Hoffnungen darf unser Glaube an Deutschlands koloniale Zukunft sich nicht erschüttern lassen. Demgemäß fordert der Verfasser auch eine viel stärkere Hochsee- und Auslandsflotte.

Die Zukunft des deutschen Außenhandels

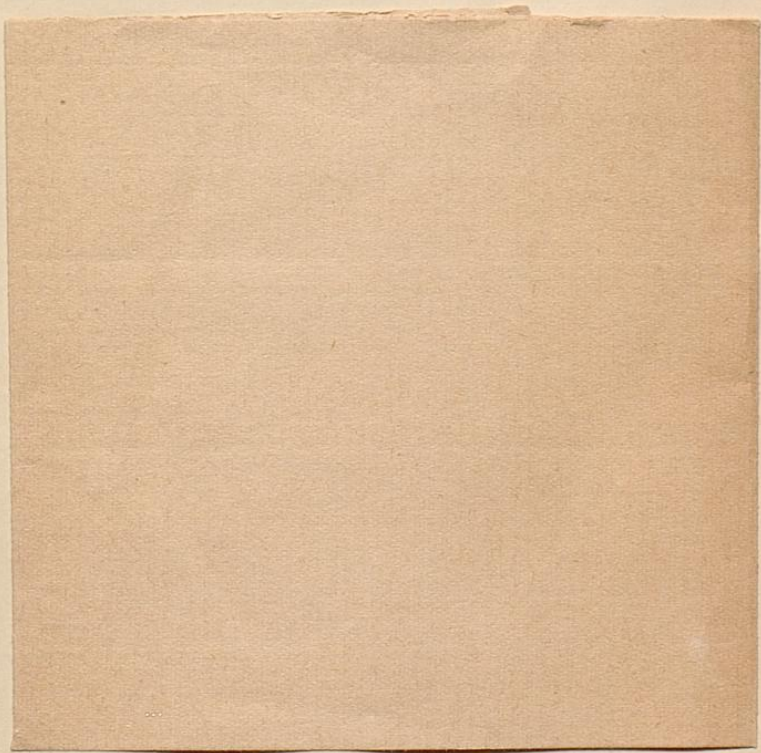
Von Professor Dr. S. Herkner Preis 60 Pf.

In allgemeiner verständlichen Ausführungen kennzeichnet der Verfasser den Stand unseres Außenhandels während des Krieges und seine Ausläufer für die Zeit nach Friedensschluß, um dann die Frage zu beantworten, welches Interesse wir Deutschen an der Wiederherstellung unserer Beziehungen zur Weltwirtschaft haben.

Tsingtau / Erwerb, Blüte und Verlust

Von General d. Inf. v. Janson Preis 65 Pf.

Man möchte fragen, ob es nicht räthlich ist, in der gegenwärtigen Zeit des weit entscheidungsvolleren Ringens nahe den heimatischen Grenzen den Mantel des Schweigens über Tsingtaus Fall zu breiten. Aus der vorliegenden Schrift, die fesselnd von uns im schönen asiatischen Schauplatz erzählt, spricht ein entscheidendes „Nein“. Die Wunde soll weiter brennen, uns dauernd erinnern, wem wir den Raub dieser Musterstätte deutschen Fleißes und deutscher Kultur verdanken.



Verlag E. S. Mittler & Sohn, Kgl. Hofbuchhandlung, Berlin SW

Unsere Auslandskreuzer im Weltkriege

1914/15 · Von Dr. Siegfried Loeche Mittler.
Fünfte Auflage. Mit 53 Bildnissen, Stizzen
und Abbildungen. *EH 1306* Preis M 1,25.

Das mit den Bildern unserer Auslandskreuzer und von deren Kommandanten sowie mit zahlreichen Fahrten- und Gefechtsstizzen geschmückte Buch enthält eine zusammenhängende volkstümliche Darstellung der vorläufig abgeschlossenen Tätigkeit unserer Auslandskreuzer. Jedem Vaterlandsfreund sei es als eine Erinnerungsgabe an die stolzen Schiffe und ihre tapferen Führer und Mannschaften empfohlen.

Von Tsingtau zu den Falklandinseln

Eine Erzählung von den Heldenkämpfen um Tsingtau und der ruhmreichen Fahrt des deutschen Kreuzergeschwaders im Weltkrieg. Von Hugo v. Waldeyer-Harz, Fregattenkapitän. Zweite Auflage. Mit acht Bildertafeln und einer Karte. Gebunden M 5,—.

In dem Bande wird der Versuch, das Heldenlied unserer Auslandskreuzer in der Form einer spannenden Erzählung zu singen, mit Glück unternommen, schreibt die „Vossische Zeitung“. Der romanhafte Rahmen ist mit Geschmack auf ein durchaus zulässiges Maß beschränkt, und die tatsächlichen Ereignisse — die Kämpfe um Tsingtau, das Seegefecht bei Coronel, der ruhmreiche Untergang bei den Falklandinseln — sind unter offenbar sehr sachkundiger Benutzung der Quellen mit einer Anschaulichkeit, Würde und Spannung dargestellt, die das Werk weit über die üblichen Kriegsbücher erheben.

Mit den Brandenburgern in den Kämpfen um Belgien

Zweite Auflage. Von Leutnant d. R. Henning v. Koß. Preis M 1,60.

Der Verfasser rückte als Vizefeldwebel mit dem aus Berliner Reservisten und Landwehrleuten bestehenden Regiment ins Feld und teilte, inmitten der Mannschaften lebend, deren Freud und Leid. Die vielgestaltige Kleinmalerei des Kriegeslebens gibt dem fesselnd geschriebenen Tagebuch ein wirksames Gepräge.

Mit unsern Mörsern gegen West und Ost

Aus dem Kriegstagebuch eines Bataillonskommandeurs. Vierte Auflage. Mit 9 Abbildungen. Preis M 1,60.

Der Verfasser schildert uns die Tätigkeit der schweren Artillerie auf dem Vormarsch und bei den Kämpfen um Sperrforts im Westen. Später marschieren wir mit dem Regiment nach dem Osten, wo es unter dem Oberbefehl des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg auftritt. Berliner Lokalanzeiger.

Unter Hindenburg von Tannenberg bis Warschau

Von Major Bracht. Preis M 2,25.

Die Widmung dieses Kriegstagebuches hat Generalfeldmarschall v. Hindenburg persönlich angenommen, unter dessen siegreichen Fahnen der Verfasser anfangs als Batteriechef, später als Bataillonskommandeur im Osten gekämpft hat. Eindrucksvoll treten aus seinen Schilderungen die Tage der Mobilmachung, des Ausmarsches, der ersten mit Spannung erwarteten Kriegsmeldungen dem Leser vor Augen.

E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchdruckerei, Berlin.

BLB Karlsruhe



39 27434 5 031

39 27434 5 031



3